1,60 DM / Band 21
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

Neuer Roman

Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland



Die Totenuhr



Die Totenuhr

Tony Ballard Nr. 21

von A.F.Morland

erschienen am 08.07.1983

Die Totenuhr

Die Luft begann zu flimmern und zu glühen. Milliarden roter Partikelchen wirbelten um eine unsichtbare Achse und bildeten nach und nach einen Kegel, in dem eine grauenerregende Gestalt entstand. Das Wesen, das nicht von dieser Welt war, trug ein braunes Lederwams, hatte granitgraue Haut, spitze Ohren und war hager. Sein Blick war grausam und stechend. Mago, der Schwarzmagier, war gekommen! Er entstieg dem feuerroten Kegel, der hinter ihm wie eine leere Hülle zusammenfiel.

Er war nach London gekommen, um sich hier mit einem anderen Vertreter des Höllenheers zu treffen: mit Rufus, dem Dämon mit den vielen Gesichtern!

Der Gemüsemarkt befand sich in der Praed Street, nicht weit von der Paddington Station entfernt. In einer riesigen Halle standen die Transporter und wurden von Gabelstaplern beladen.

Die Halle war vorn und hinten offen, so daß der kühle Wind hindurchfegen konnte. Männer in warmen Jacken standen herum und diskutierten über Maggie Thatchers Politik.

Der Kaffeeautomat wurde fortwährend frequentiert, und wenn er mal verrückt spielte, erhielt er einen derben Tritt, der ihn zumeist wieder zur Vernunft brachte.

Der Aufkleber: *Bei Störung rufen Sie…* war unnötig. Die Lkw-Fahrer wußten sich selbst zu helfen. Sie ließen sich nicht betrügen, dazu war ihr Geld zu sauer verdient.

George Johnson stand mit seinem Kollegen Dennis Maskell abseits vom Trubel. Sie hielten Pappbecher in den Händen, in denen dampfender Kaffee schwappte.

Johnson, ein Mann Mitte vierzig, schwergewichtig und vollbärtig, meinte mit finsterer Miene: »Du darfst dir nichts gefallen lassen, Dennis.«

»Tu' ich auch nicht«, brummte Maskell, ein unscheinbarer Mann, dessen Markenzeichen die speckige Lammfelljacke war, die älter als er selbst zu sein schien.

»Sowie die merken, daß du dir alles gefallen läßt, bist du schon verkauft«, sagte George Johnson und dachte wohl, damit eine besondere Weisheit von sich zu geben. »Die denken, sie sind die größten, meckern fortwährend an uns herum, ohne selbst irgend etwas besser machen zu können.«

»Stimmt genau, und das habe ich ihnen vorhin auch gesagt. Du kennst mich, ich bin nicht aufs Maul gefallen. Wenn mir einer dämlich kommt, kriegt er das Passende zu hören.«

Johnson nickte beipflichtend. »So ist's richtig. Wenn sie merken, daß du nicht kleinzukriegen bist, lassen sie dich in Ruhe und fallen einem andern auf den Wecker.«

»Herb Forshey zum Beispiel«, sagte Maskell und lachte.

Johnson fiel in dieses Lachen ein. »Ja, mit dem können sie so umspringen, und er sagt hinterher noch dankeschön, dieser Holzkopf. Als Herb Forshey muß man aber geboren sein. Dazu eignet sich nicht jeder.«

Er trank seinen Becher leer und knüllte ihn zusammen. Dann blickte er sich suchend um.

»Diese Idioten«, schimpfte Maskell. »Da stellen sie einen Kaffeeautomaten auf, was an und für sich eine gute Sache wäre, aber dann vergessen sie die Papierkörbe, wodurch man gezwungen ist, die leeren Becher einfach auf den Boden zu werfen.«

Johnson zuckte die Schultern. »Ist es unsere Schuld, wenn aus der

Halle allmählich ein Saustall wird?« Er ließ den Becher fallen und kickte ihn fort. Dann drehte er sich halb um und blickte zu seinem Laster, der noch nicht voll beladen war. »Ein Arbeitstempo haben die wie im Altersheim. Ich würde ihnen am liebsten Beine machen.«

»Laß doch. Je länger sie brauchen, um so gemütlicher hast du's hier.«

»Ich kann mir was Besseres vorstellen, als hier herumzustehen. Das soll keine Spitze gegen dich sein, Kumpel, aber wenn ich mich mit dir unterhalten möchte, können wir uns auch in ›Mama's Inn‹ zu einem Schwätzchen treffen.«

»Gute Idee«, hakte Maskell gleich ein. »Wie wär's mit heute abend?«

»Kann ich noch nicht sagen.«

»Woran hängt's?«

»Na, woran schon? Woran hängt's denn immer? An den Frauen, und in diesem speziellen Fall eben an meiner Frau.«

»He, deine Alte begehrt doch nicht etwa auf!«

»Doch, das tut sie. ›So geht das nicht weiter mit uns beiden, George!‹ sagte sie. ›Du bist ja kaum noch zu Hause. Entweder sitzt du in deinem Lkw oder in Mama's Inn. Ich habe gar nicht mehr den Eindruck, verheiratet zu sein. Wenn ich so ein Leben gewollt hätte, hätte ich allein bleiben können. Und du wärst billiger davongekommen, wenn du dir hin und wieder eine Putzfrau genommen hättest.‹«

»Was können die Weiber doch keifen«, sagte Dennis Maskell lachend. »Mann, bin ich froh, daß mich keine herumgekriegt hat. Du siehst ja, wohin das führt. Geradewegs in die Sklaverei. Man ist nicht mehr sein eigener Herr, darf nicht mehr tun, was einem Spaß macht.«

George Johnson wiegte den Kopf. »Na ja, ganz unrecht hat mein Mauerblümchen ja nicht. Ich war in letzter Zeit tatsächlich viel unterwegs. Weißt du, Kumpel, man darf in der Ehe den Bogen nicht überspannen, dann läuft's ganz gut. Im Grunde genommen bin ich ganz gern verheiratet. Ich hab' mal gelesen, daß Junggesellen nicht so alt wie Ehemänner werden.«

»Das ist mir neu.«

Johnson grinste. »Du weißt vieles nicht, mein Lieber. Ist doch einleuchtend. Ihr Junggesellen führt doch ein verdammt unsolides Leben, während bei uns Ehemännern alles schön geregelt ist.«

»Ja, so geregelt, daß ihr vor Langeweile gähnt, wenn mal von Sex die Rede ist.«

Johnson protestierte lautstark gegen diese Behauptung. Maskell versuchte ihn mit Argumenten niederzureden. Johnson wies sie alle als haltlos zurück, und während die beiden Fahrer lauthals diskutierten, stahl sich hinter ihnen eine seltsame Gestalt vorbei.

Mago!

Weder Johnson noch Maskell bemerkte ihn. Ihr Gespräch über die Werte des Lebens wurde immer hitziger, während der Schwarzmagier

sich Johnsons Transporter näherte.

Er wartete, bis der Gabelstapler wendete, um neue Kisten mit Rotkraut zu holen, dann öffnete er die Tür und kletterte in die Fahrerkabine. Die Standheizung war eingeschaltet. Eine angenehme Wärme erfüllte den kleinen Raum.

Mago brauchte keine Heizung. Er war hitze- und kälteunempfindlich. Seine schwarze, gespaltene Zunge flatterte kurz aus dem Mund. Er orientierte sich im »Cockpit« des Lkw und startete den Motor.

Johnson und Maskell brachen ihre Diskussion jäh ab. Sie wären sowieso zu keiner Einigung gekommen. Dazu waren ihre Ansichten zu verschieden. Dennis Maskells Augen weiteten sich.

»Verdammt, wer macht sich denn da an deinem Transporter zu schaffen?«

»Sicher so ein Spaßvogel von der Fahrerclique«, knurrte George Johnson. »Wahrscheinlich geht's mal wieder um 'ne Wette. Ich breche dem Knaben die Finger.«

Er rannte los. Maskell leerte seinen Kaffeebecher, ließ ihn fallen und lief hinter seinem Freund und Kollegen her. Solche Späße konnte George nicht vertragen. Wenn sich einer an seinem Lkw vergriff, wurde er unwirsch. Dennis Maskell wollte aus nächster Nähe miterleben, wie George mit dem Burschen Schlitten fuhr.

Noch zehn Meter bis zum Truck. George Johnson schüttelte die Fäuste. »Raus aus meinem Wagen, du verdammter Mistkerl!«

Mago sah den Fahrer im Außenspiegel. Der Schwarzmagier grinste und gab Gas. Eine schwarze Wolke fegte aus dem Auspuff.

Mago schaltete, nachdem er die Handbremse gelöst hatte, und fuhr los.

»Hat man Töne?« schrie Johnson. »Der haut mit meinem Wagen ab!« Er rannte schneller, wollte den Lkw einholen, doch Mago schaltete hoch. Er knüppelte das Fahrzeug durch die große Halle.

Johnson erkannte, daß er zu Fuß zu langsam war. Er blieb keuchend stehen. Maskell erreichte ihn und stieß aufgeregt hervor:

»Verdammt, George, das ist kein blöder Scherz von 'nem Kollegen. Dir hat irgend so ein Gangster den Truck vor der Nase geklaut. Wir müssen die Polizei…«

Johnson winkte wütend ab. »Ach was, die Polizei. Das nehme ich selbst in die Hand. Das lasse ich mir doch nicht gefallen.«

»Was willst du denn machen? Wie ein Langstreckenläufer hinterherrennen, bis dir die Zunge wie eine Krawatte auf die Brust runterhängt?«

»Wieso denn rennen? Ich fahre.«

»Womit denn?«

»Na, mit deinem Lkw, ist doch klar.«

Mago fuhr unbehelligt aus der Halle. Er drosselte die

Geschwindigkeit kurz und bog in die Praed Street ein. Die beisammenstehenden Fahrer hatten ihm keine Beachtung geschenkt.

Ein Truck hatte die Halle verlassen. Kein Grund, sich darum zu kümmern. So etwas war hier schließlich an der Tagesordnung. Die Transporter kamen, wurden beladen und fuhren wieder weg.

Mago fuhr zügig. Der Verkehr war nicht dicht, und die Ampel, auf die der Schwarzmagier zufuhr, zeigte Grün. Er überquerte die Kreuzung. Auf den Gehsteigen gingen Menschen ihres Weges.

Keiner warf einen Blick in das Fahrerhaus des Trucks. Diese Fahrzeuge gehörten zum gewohnten Stadtbild. Es war nur ungewöhnlich, daß dieser Lkw von keinem Menschen gelenkt wurde, aber das fiel niemandem auf.

Als Johnsons Truck die Halle verließ, schwang sich Dennis Maskell hinter das Steuer seines Brummers.

»Nun mach schon!« drängte George Johnson. »Beeil dich! Der verdammte Kerl darf uns nicht entkommen!« Er ließ seine Faust auf und ab wippen. »Ich sag' dir, der Bursche hat in Kürze eine blutigen Schädel, darauf gebe ich dir mein Wort!«

Maskell fuhr los. Er war ein exzellenter Fahrer, der imstande war, aus seinem Truck das Letzte herauszuholen. Er bildete mit seinem Lkw so etwas wie eine Einheit. Für ihn war der Truck kein lebloses Ding, sondern ein Lebewesen, das man behandeln können mußte, und er konnte das besser als jeder andere.

Sein Brummer rollte mit zunehmender Geschwindigkeit durch die Halle. Augenblicke später bog er in die Praed Street ein, und er schaffte es, noch bei Grün hinter Mago über die Kreuzung zu kommen.

»Neulich habe ich einen amerikanischen Film im Fernsehen gesehen«, sagte George Johnson aufgeregt. »Da war 'n Mann in 'ner Raststätte, und zwei Kerle klauten ihm vor seinen Augen den Truck. Weißt du, was ich dachte? Das sollte mir mal passieren, dachte ich. Verdammt und zugenäht, und nun ist es mir tatsächlich passiert.«

Maskell grinste. »Und nun guckst du bescheuert aus der Wä- sche.«

»Ich mach' Hundefutter aus dem Kerl!« knurrte Johnson. »Herrgott noch mal, kannst du nicht ein bißchen schneller fahren?«

»Wir sind nicht allein auf der Straße, vergiß das nicht. Ich möchte keine anderen Verkehrsteilnehmer gefährden.«

»Rücksicht ist ja was Schönes, aber hier geht es darum, ein Verbrechen zu verhindern!«

»Deswegen kann ich auch nicht alle Autos über den Haufen fahren. Sei unbesorgt, wir kriegen den Kerl. Ich hab' den stärkeren Truck und fahre garantiert auch besser als er. Er kann uns nicht abschütteln.«

»Du hast doch nicht etwa die Absicht, hinter ihm zu hängen, bis ihm der Treibstoff ausgeht. Ich hab' vollgetankt.«

»Ich auch, und mein Tank faßt mehr als deiner.«

»Mach mich nicht schwach, Dennis. Ich sitze auf glühenden Kohlen. Du mußt versuchen, den Mistkerl zu stellen, damit ich ihm die Fresse polieren kann!«

Mago erreichte die Edgware Road. Er blinkte links und bog ab.

Ihm war längst aufgefallen, daß er verfolgt wurde, doch das beunruhigte ihn nicht.

Die Verfolger konnten ihm nichts anhaben. Selbst wenn es ihnen gelang, ihn zu stoppen, war das nicht für ihn, sondern für sie gefährlich, denn er konnte sie mit seiner Magie grausam treffen.

Seine eigentliche Aufgabe war es, abtrünnige Hexen zu jagen, und er war aus diesem Grund bereits zweimal in London erschienen, denn hier lebte eine Hexe, die seit langem ganz oben auf seiner Liste stand: Roxane.

Sie gehörte dem Freundeskreis Tony Ballards an, war die Jugendfreundin des Ex-Dämons Mr. Silver, der stets schützend seine Hand über sie zu halten versuchte.

Dennoch hätte Mago die Hexe aus dem Jenseits schon zweimal beinahe erwischt, und er hoffte, daß es beim dritten Mal klappen würde. Vor etwa einem halben Jahr war die weiße Hexe Oda zu jener Gruppe um den Dämonenhasser gestoßen. Ein doppelter Grund also für Mago, bald wieder etwas in dieser Richtung zu unternehmen.

Doch im Moment galt es für ihn, etwas anderes zu erledigen.

Ärgerlich stellte er fest, daß das Verfolgerfahrzeug aufholte. Diese Männer riskierten verdammt viel, ohne es zu wissen.

Sie hatten es mit keinem gewöhnlichen Dieb zu tun. Es wäre besser für sie gewesen, wenn sie die Jagd aufgegeben hätten. Aber sie waren ehrgeizig, wollten beweisen, was für tolle Kerle sie waren, und das konnte ihnen schon bald zum Verhängnis werden, denn wer Mago reizte, dessen Leben hing nur noch an einem seidenen Faden.

In Höhe der St. John’s Wood Road fuhren die beiden Brummer bereits dicht hintereinander. Die Straße war im Moment frei. Die Gelegenheit zum Überholen günstig.

»Los, Mann!« schrie George Johnson aufgeregt. »Presch vor! Schneide brutal in seine Fahrspur, bring ihn zum Stehen, damit ich ihn mir kaufen kann! Verdammt, sämtliche Zähne schlage ich ihm ein! Wenn ich mit dem Knaben fertig bin, erkennt ihn seine eigene Mutter nicht wieder!«

Dennis Maskell zog seinen Truck nach rechts und beschleunigte.

Sein Brummer schob sich Meter um Meter vorwärts.

»Gleich ist es soweit!« rief Johnson. »Gleich haben wir ihn! Und dann gibt’s Saures, Freundchen!« Er lachte. »Bist herzlich eingeladen, mitzumachen, Dennis. Der Junge vergreift sich garantiert nie wieder an fremden Eigentum, wenn wir von ihm ablassen.«

Maskell konzentrierte sich auf das Überholmanöver. Johnson konnte

es kaum noch erwarten, bis es abgeschlossen war. Ihm lachte das Herz im Leibe.

»Warum stiehlt er keine Handtaschen? Warum muß es gleich so was Großes sein?« rief er.

Maskell ließ seinen Truck weiter verstoßen. Es dauerte nicht lange, da fuhren die beiden Transporter auf gleicher Höhe. George Johnson blickte wutentbrannt nach drüben.

Er sah das seltsame Gesicht des Schwarzmagiers und schrie: »Er hat sich maskiert, damit man ihn nicht erkennt. Ich werde ihm die Maske vom Gesicht dreschen! Los, Dennis, zwing ihn, anzuhalten!«

»Bin schon dabei!«

Maskell zog vor, und als er die erforderliche Position erreichte, drehte er das Lenkrad blitzschnell nach links. Gleichzeitig wechselte sein Fuß vom Gas zur Bremse.

Die Zwillingsreifen blockierten und schmierten dicke schwarze Striche auf den Asphalt. Maskells Fahrzeug blieb exakt so stehen, wie er es haben wollte und vorausberechnet hatte.

Johnsons Truck rutschte auf sie zu. Maskell und Johnson rechneten mit einem harten Aufprall und hielten sich fest, doch der Zusammenstoß blieb ihnen erspart.

Johnsons Lkw kam knapp vor der Blockade zum Stehen. »Jetzt setzt es Prügel!« rief George Johnson und rammte die Tür auf der Beifahrerseite auf.

Dennis Maskell blieb nicht hinter dem Volant sitzen, sondern sprang ebenfalls auf die Straße. Da die beiden Trucks so dicht zusammenstanden, mußte Maskell um die Schnauze seines Fahrzeugs herumrennen.

Mittlerweile erreichte Johnson seinen Lkw. Er riß die Tür auf.

»Das hast du dir so gedacht, Dreckskerl, aber bei mir klappt so was nicht!«

Er wollte Mago packen und zu sich herunterzerren, doch das war nicht nötig, denn der Schwarzmagier sprang selbst aus dem Truck.

Maskell erreichte die beiden.

Johnson stürzte sich auf den vermeintlichen Maskierten. Er hieb mit seinen Fäusten auf den Hageren ein. Ihm kam vor, als würde er einen Sandsack bearbeiten.

Seine Schläge klangen dumpf, erzielten aber nicht die geringste Wirkung. Ja sie trafen den seltsamen Kerl nicht einmal. Johnsons Faust wurde etwa drei Zentimeter vor Mago abgeblockt.

Der Körper des Schwarzmagiers schien von einer dünnen, aber hochwirksamen Schutzschicht eingehüllt zu sein. Nur Magie hätte sie zu durchdringen vermocht, doch woher hätte George Johnson das wissen sollen.

Dennis Maskell kam ihm zu Hilfe. Er macht dieselbe Erfahrung.

Verdattert dachte er, daß es hier nicht mit rechten Dingen zuging, und er wich beunruhigt zurück.

Doch Johnson wollte nicht wahrhaben, daß er diesem Kerl mit seinen Fäusten nicht beikommen konnte. Er drosch weiter auf Mago ein, und seine Wut wurde immer größer.

»Laß ihn!« rief Maskell. »Hier ist irgend etwas faul, George!«

Mago verzog das granitgraue Gesicht zu einem höhnischen Grinsen. »Du hast es erfaßt!« sagte er. Die schwarze Zunge flatterte aus seinem Maul, er zischelte, lispelte.

Dennis Maskell – normalerweise kein Feigling – wich betroffen zurück. »Verdammt, das ist kein Mensch! Das ist ein Ungeheuer!«

Johnson fand immer noch kein Ende. Bis jetzt hatte Mago ihn gewähren lassen, doch nun unternahm er etwas gegen die beiden Gegner. George Johnson wuchtete sich vor.

Er schlang seine Arme um Mago. Im selben Augenblick stieß er einen markerschütternden Schrei aus. Eine unsichtbare Kraft schleuderte seine Arme zurück.

Er wurde hochgehoben, als wollte ihn ein kräftiger Kinnhaken aus den Stiefeln reißen, und fiel neben Dennis Maskell auf die Straße. Mago wandte sich sofort gegen den zweiten Gegner.

Er starrte Maskell nur an. Das genügte, um den Fahrer in Panik zu versetzen. Dennis Maskell fühlte sich mit dem nackten Grauen konfrontiert. Er schüttelte verstört den Kopf.

»Nein! Bitte… Nicht …!«

Er wich zurück. Nach dem zweiten Schritt traf ihn Magos Magie wie ein Hammer. Ein furchtbarer Schmerz explodierte in seinem Kopf. Er brüllte auf, faßte sich mit verzerrtem Gesicht an die Schläfen und brach besinnungslos zusammen.

***

Cullkirk gehörte der Vergangenheit an, und ebenso unsere Abenteuer in der Prä-Welt Coor, wo Mr. Silver im Tunnel der Kraft wiedererstarkte, nachdem er viele Hürden überwunden hatte. [1]

Es gab keine schwarzen Piraten mehr, und der Schatz der toten Seelen befand sich im Heimatmuseum jenes kleinen schottischen Fischerdorfs, an das ich mit einem lachenden und einem weinenden Auge zurückdachte.

Atax, die Seele des Teufels, hatte ein höllisches Treiben inszeniert, dem meine Freunde und ich zum Opfer fallen sollten, und Rufus, der Dämon mit den vielen Gesichtern, wollte sich meinen Untergang aus nächster Nähe ansehen.

Die schwarze Macht hatte schweres Geschütz aufgefahren. Auch Yora, die Totenpriesterin, hatte sich in das Geschehen eingeschaltet und wollte sich an mir rächen, indem sie Vicky Bonney, meine

Freundin, zu töten versuchte.
Zum Glück konnten wir gerade noch verhindern, daß Vicky dem Seelendolch zum Opfer fiel. Yora aber – Odas Zwillingsschwester – gelang die Flucht, und wir konnten sicher sein, daß wir ihr eines Tages wiederbegegneten.
Doch unser Erfolgspegel sank auch noch an einer anderen Stelle ab. Mr. Silver hatte Rufus auf dem Schiff der Zombie-Piraten gestellt, aber nicht verhindern können, daß der Dämon unseren Freund Frank Esslin in seiner Gewalt brachte, und als der Hüne mit den Silberhaaren den Gegner überlisten und mit dem Höllenschwert vernichten wollte, kam es zur Katastrophe.
Rufus – in die Enge getrieben – zerstörte sich wieder einmal selbst. Mit diesem verfluchten Trick schlug er uns immer wieder ein Schnippchen, denn solange er sich selbst zerstörte, konnte er wie ein Phönix aus der Asche wiederauferstehen und sein grausames Treiben fortsetzen.
Die von Rufus freigesetzte magische Kraft hatte leider nicht nur ihn getroffen, sondern auch den WHO-Arzt Frank Esslin. Sie verschwanden beide vom Schiff der schwarzen Piraten, und wir wußten nicht, ob Frank nun noch lebte oder tot war.
Wahrscheinlich war letzteres der Fall. Keiner von uns konnte sich vorstellen, daß Frank diese magische Explosion überlebt hatte. Wir kehrten dementsprechend niedergeschlagen nach London zurück.
Die zweimotorige Maschine – von meinem Partner Tucker Peckinpah geschickt, um uns abzuholen – landete auf der Piste eines kleinen Londoner Vorortflugplatzes.
Wir hatten einen Freund verloren und brachten einen andern mit: Cruv, den Gnom aus der Prä-Welt Coor. Er war der erste Gnom, dem es gelungen war, den Tunnel der Kraft zu erreichen.
Ohne uns hätte er das niemals geschafft. Der Weg dorthin hatte sich nicht nur für Mr. Silver bezahlt gemacht, sondern auch für den Knirps, dessen Waffe ein Dreizack war. Im Tunnel der Kraft hatten sich die Spitzen des Dreizacks magisch aufgeladen, so daß der Gnom seine Waffe nun wirksam gegen Höllenwesen einsetzen konnte.
Er war froh, seine Welt, auf der es noch Saurier und Riesenechsen, Hexen, Magier und Fabelwesen gab, verlassen zu haben, denn auf Coor wäre er früher oder später ein Opfer seiner vielen Feinde geworden.
Cruv hoffte, bei uns auf der Erde ein ungefährliches Leben führen zu können, und vielleicht würde ihm das auch gelingen. Während des Fluges erzählte ich ihm von Daryl Crenna alias Pakka-dee, unserem Freund aus der Welt des Guten, der auf die Erde gekommen war, um den weißen Kreis zu gründen, eine Vereinigung, die sich gegen die schwarze Macht stellen würde.

Damit machte ich den Gnom neugierig. »Aus wie vielen Mitgliedern besteht der weiße Kreis schon?« wollte er wissen.

»Vorläufig nur aus Pakka-dee. Er geht seine Sache sorgfältig und gewissenhaft an«, antwortete ich. »Demnächst wird ein weiterer Mann aus der Welt des Guten zu ihm stoßen, wie er mir sagte. Fystanat ist sein Name.«

»Glaubst du, Crenna würde mich in seinen weißen Kreis aufnehmen, Tony?«

»Warum nicht? Er kann mutige Mitstreiter gebrauchen.«

»Ich bin nur ein Gnom.«

»Das ist richtig. Aber du warst im Tunnel der Kraft. Das hat dich gestählt. Du bist zwar klein von Wuchs, aber als Kämpfer bestimmt nicht zu unterschätzen. Wenn du möchtest, rede ich mal mit Pakka-dee.«

Cruvs Augen leuchteten. »Damit würdest du mir eine große Freude machen, Tony.«

Die Maschine rollte aus. Wir stiegen aus. Wir, das waren Vicky Bonney, Mr. Silver mit seiner Freundin Roxane, Lance Selby mit seiner Freundin Oda, Cruv und ich.

Tucker Peckinpah, der schwerreiche Industrielle mit den weitreichenden Verbindungen, bewies wieder einmal sein umfassendes Organisationstalent. Ein Mercedes 600, in dem wir alle Platz hatten, wartete am Pistenrand auf uns.

Mr. Silver übernahm das Steuer, nachdem er das Höllenschwert in den Kofferraum gelegt hatte. Das war die geheimnisvollste Waffe, die mir je untergekommen war.

Das Schwert lebte auf eine rätselhafte Weise, und es akzeptierte nicht jeden als Besitzer. Mich zum Beispiel hätte es getötet, wenn ich es angefaßt hätte, denn meine Willenskraft reichte nicht aus, um es mir Untertan zu machen.

Würde es uns gelingen, sein Geheimnis jemals vollends zu lüften? Es war auf dem Amboß des Grauens geschmiedet worden, und wir wußten noch nicht, für wen es ursprünglich angefertigt worden war.

Der Dämon, dem es Mr. Silver abgenommen hatte, hieß Ammorgh, und dieser war durch das Höllenschwert umgekommen. [2]

Seither gehörte es Mr. Silver, aber würde er es behalten können?

Der Ex-Dämon fuhr los. Ich saß neben ihm, lehnte mich bequem zurück und steckte mir ein Lakritzbonbon in den Mund. Cruv beugte sich vor. Er saß zum erstenmal in einem Auto.

Für ihn war die Technik, die für uns eine Selbstverständlichkeit darstellte, ein Wunder, ein Zauber. Vorhin waren wir geflogen, ohne Vögel zu sein. Nun fuhren wir, ohne daß jemand den Wagen zog.

Vielleicht nahm Cruv an, es wären Geisterpferde vorgespannt. Er sagte jedoch nichts, schaute Mr. Silver nur genau auf die Finger.

Kein Handgriff entging der Aufmerksamkeit des häßlichen Gnoms.

Mr. Silver steuerte die Londoner City an. Ich freute mich schon auf zu Hause. Zunächst würde ich mir ein Gläschen Pernod genehmigen und anschließend Tucker Peckinpah anrufen, um mich zurückzumelden.

Ruhig rollte der schwarze Mercedes die Straße entlang. Die vielen Häuser beeindruckten Cruv sehr. »Das ist also London«, sagte er. »Ich konnte mir nichts darunter vorstellen, als du davon sprachst.«

»Du wirst eine Menge lernen müssen«, sagte ich.

»Ich habe eine rasche Auffassungsgabe«, behauptete Cruv.

»Die wirst du brauchen, Kleiner«, schnarrte Mr. Silver. »Sonst füllen wir dir das nötige Wissen mit einem Trichter in den Schädel.«

»Ist er nicht ein großartiger Freund?« feixte der Gnom. »Ich könnte ihn erwürgen. Aus Liebe – versteht sich.«

»Das wirst du schön bleiben lassen«, meldete sich Roxane zu Wort. »Silver wird noch gebraucht.«

Der Ex-Dämon lachte. »Vielleicht möchte der Knirps meinen Platz einnehmen. Mädchen, dann wärst du zu bedauern.«

Wir erreichten die Grove End Road. Mr. Silver bog rechts ab. Ich sah ein Straßenschild, konnte es in der Eile nicht lesen, wußte aber, daß wir es nicht mehr weit bis Paddington hatten.

Wir wohnten alle in der Chichester Road. Vicky Bonney, Roxane, Mr. Silver und ich auf Nummer 22. Oda und Lance Selby in dem Haus nebenan. Und es war kein Problem, in meinem Haus auch noch Cruv unterzubringen.

Er sollte die Wahl haben. Wenn er bei uns blieb, war es mir recht.

Wenn er sich Daryl Crenna anschließen wollte, hatte ich auch nichts dagegen. Mal sehen, was die Zukunft brachte.

Ein kurzes Stück konnten wir noch flott fahren, dann stockte plötzlich der Verkehr. Mr. Silver schlug mit seinen Pranken auf das Lenkrad. »Mist! So kurz vor dem Ziel ein Stau.«

»Auch das ist London«, sagte ich. »Auspuffgestank, Hektik, Verkehrsstau.«

»Wir könnten alle aussteigen und zu Fuß nach Hause gehen«, bemerkte Lance Selby.

Mr. Silver drehte ärgerlich den Kopf. »Und ich?«

Ich grinste. »Wer hindert dich, ebenfalls auszusteigen?«

»Blödmann, was wird denn dann aus dem Wagen?«

»Das ist dein Problem, nicht unseres.«

Der Verkehr stockte in beiden Richtungen. Es schien einen größeren Blechsalat gegeben zu haben. Mir fielen Fußgänger auf, die es eilig hatten, wegzukommen.

Seltsamerweise trieb sie ihre Neugierde nicht zur Unfallstelle hin, sondern die Angst – so schien mir – davon weg.

Mr. Silver sprach aus, was ich dachte. »Seht euch die Gesichter der Passanten an. Die scheinen zu fliehen. Das macht mich neugierig.«
»Mich auch«, sagte ich.
»Lance!« sagte der Ex-Dämon. »Du übernimmst das Steuer.«
»Okay«, sagte der Parapsychologe.
»Paß gut auf die Mädchen auf«, riet ich ihm und stieg aus.
»Sollte sich der Stau auflösen, nehme ich euch weiter vorn wieder an Bord«, sagte Lance.
»Zu gütig«, erwiderte der Hüne mit den Silberhaaren. »Solltest du uns übersehen, macht es auch nichts. Ein kleiner Fußmarsch würde uns bestimmt nicht schaden.«
Wir stiegen aus. Lance Selby setzte sich hinter das Volant, während Mr. Silver und ich auf der Fahrbahn an der Autoschlange vorbeigingen. Am Straßenrand stand ein Mann.
Er wischte sich mit der Hand über das blasse Gesicht. Ich trat auf ihn zu. »Ist Ihnen nicht gut, Sir?«
Er schaute mich an, und ich sah Angst in seinen Augen. »Wenn Sie gesehen hätten, was ich sah, würden Sie sich genauso elend fühlen«, entgegnete er.
»Was haben Sie denn gesehen?« fragte Mr. Silver.
»Einen Kerl, den die Hölle ausgespien haben muß.«
Mein Freund und ich wechselten einen raschen Blick. »Erzählen Sie!« verlangte ich.
»Anscheinend hat er einen Truck geklaut. Ein anderer Transporter stoppte ihn…« Wir erfuhren, was sich dann ereignete.
Als der Mann geendet hatte, bat ich ihn, das Höllenwesen zu beschreiben.
Der Blasse kam meiner Aufforderung nach, und mir fuhr der Schreck in die Glieder als ich begriff, daß der Mann soeben Mago, den Jäger der abtrünnigen Hexen, beschrieben hatte.
Auch Mr. Silver schaltete sofort. »Los, Tony!« stieß er aufgeregt hervor.
Wir hetzten los. Obwohl unser Kampf mit Mago schon eine Weile zurücklag, konnte ich mich noch sehr gut daran erinnern. Er hatte Roxane und Oda erwischt und die beiden Mädchen auf einen Scheiterhaufen gestellt, und es hatte nicht viel gefehlt, dann wären sie qualvoll verbrannt. [3]
Mr. Silver und ich haßten diesen Höllenfeind wie die Pest, und wir hatten uns geschworen, die erstbeste Gelegenheit zu nützen, um ihm das grausame Handwerk zu legen.
Was hatte ihn diesmal nach London geführt? Wollte er einen neuerlichen Versuch starten, Roxane und Oda für ihre Abkehr vom Bösen zu bestrafen?
Von weitem schon sahen wir die beiden Trucks. Aus der Ferne sah es

so aus, als wären die Fahrzeuge ineinander verkeilt.

»Wozu um alles in der Welt braucht er einen Transporter?« keuchte ich.

»Wenn ich ihn erwische, wird er nicht die Möglichkeit haben, es uns noch zu sagen!« gab der Ex-Dämon grimmig zurück. Er war von Magos Existenz unmittelbarer betroffen als ich, denn der Schwarzmagier hatte es auf seine Freundin abgesehen.

Das Dröhnen des Truckmotors drang an unser Ohr. Wir sahen, wie sich eines der beiden großen Fahrzeuge in Bewegung setzte, waren aber noch zu weit entfernt, um es verhindern zu können.

»Mago!« fauchte Mr. Silver. »Er macht sich aus dem Staub, Tony!«

Der Truck rumpelte auf den Gehsteig. Er stieß Autos zur Seite, bahnte sich unaufhaltsam seinen Weg zur nächsten Querstraße.

Dort schob er sich hinein. Immer mehr verschwand von ihm, bis wir ihn nicht mehr sahen.

Wir rannten, so schnell wir konnten, doch als wir die Querstraße endlich erreichten, hatten wir das Nachsehen. Dem Truck zu folgen, war unmöglich. Das herrschende Durcheinander war viel zu groß.

Mago hatte das Chaos perfekt inszeniert.

Mr. Silver und ich eilten zum zweiten Transporter. Jetzt strömten von allen Seiten Neugierige herbei. Sie waren uns im Weg. Der Ex-Dämon drängte einige von ihnen unsanft zur Seite.

Sie protestierten, dachten, wir wären auch bloß Schaulustige wie sie. Atemlos erreichten wir die beiden Truckfahrer, die sich soeben benommen erhoben.

Sie wußten es nicht, aber mir war klar, daß sie großes Glück gehabt hatten. Sie hatten immerhin den Schwarzmagier angegriffen, und es grenzte an ein Wunder, daß er sie dafür nicht mit dem Tod bestraft hatte.

Für gewöhnlich war er nicht so human. Ich hatte ihn und seine verdammten Schergen schon ganz anders erlebt. Wir fragten die beiden Männer nach ihren Namen.

Sie hießen George Johnson und Dennis Maskell. Ich erkundigte mich nach ihrem Befinden, denn ich konnte nach wie vor nicht glauben, daß Mago sie mit einem blauen Auge davonkommen ließ.

Wo war der Haken?

Johnson legte den Handrücken auf seine Stirn. »Ich bin ein wenig benommen.«

»Sonst fühlen Sie sich gut?« fragte ich mißtrauisch.

»Einigermaßen.«

Auch Dennis Maskell schien einigermaßen auf dem Posten zu sein. Das gibt’s doch nicht! sagte ich mir. Aber die beiden Männer bewiesen uns, daß es doch möglich war, mit Mago zusammenzugeraten und zu überleben.

Das freute mich natürlich für Johnson und Maskell. Ich fragte sie sicherheitshalber nach ihrer Adresse. Wenn es sich einrichten ließ, wollte ich mich in den nächsten Tagen mal um sie kümmern. Wenn dann immer noch alles mit ihnen in Ordnung war, würde ich glauben, daß Mago sie verschonte.

Mich interessierte im Augenblick, wo Mago aufgetaucht war. Ich fragte die Männer deshalb, wo der Schwarzmagier den Truck gestohlen hatte. George Johnson blickte mich und dann Dennis Maskell verloren an.

»Gestohlen?« fragte er.

»Der Kerl klaute Ihren Wagen, Sie verfolgten ihn, stoppten ihn und versuchten ihm einzubleuen, daß man so etwas nicht tut«, sagte ich.

Johnson schüttelte den Kopf. »Wer hat Ihnen denn das erzählt?«

»War es nicht so?«

»Keine Ahnung.«

»Können Sie sich nicht mehr erinnern?«

Johnson schüttelte wieder den Kopf. Da fiel bei mir der Groschen.

Mago hatte ihnen die Erinnerung genommen. Sie konnten uns nichts verraten. Was geschehen war, war aus ihrem Gedächtnis ausgelöscht worden.

Die Polizei drängte sich durch die immer größer werdende Menschentraube. Da es für uns nichts mehr zu tun gab, überließen wir den Uniformierten das Feld und kehrten zum Mercedes zurück.

***

Mago lachte teuflisch. Wie dumm Menschen doch sein konnten. Sie überschätzten immer wieder ihren Mut und ihre Kraft. Dabei war es so einfach, mit ihnen fertigzuwerden.

Der Schwarzmagier lenkte den Truck auf kürzestem Wege aus der Stadt. Sein Ziel war Hertfordshire. Dröhnend rollte das Fahrzeug über die Landstraße, vorbei an Hügeln und Wäldern.

Nebelfetzen tauchte auf, schwebten über Wiesen, wälzten sich über Wege. Ab und zu kam dem Transporter ein Auto mit abgeblendeten Scheinwerfern entgegen. Mago erreichte eine Kreuzung, bog ab.

Am Straßenrand stand ein Wegweiser. EPPREST stand darauf.

Und die Entfernung: 3 MILES. Über die graue Fratze des Magiers huschte ein hämisches Grinsen.

In dieser gottverlassenen Gegend suchte ihn bestimmt niemand.

Der Nebel kam ihm zugute. Die dichten Schwaden waren seine Verbündeten. Er hatte keine Schwierigkeiten, sich in ihnen zurechtzufinden.

Sein Blick durchdrang den Nebel mühelos. Klar und ungetrübt nahm er die Umgebung wahr. Er hatte nicht die Absicht, bis Epprest zu fahren. Ihm genügte es, den außerhalb des Dorfes liegenden Friedhof

zu erreichen.

Er sah schon die steinerne Mauer, die den kleinen Gottesacker einfriedete. Langsam nahm er Gas weg. Das Dröhnen des Transporters schwoll ab. Mago steuerte das Gefährt auf den Friedhof zu.

Grabsteine und Grabkreuze ragten aus der dicken Nebelbrühe.

Die Szene wirkte unheimlich und unwirklich. Mago hielt den Truck vor dem schmiedeeisernen Friedhofstor an und stellte den Motor ab.

Eine gespenstische Stille lastete plötzlich über dem alten Friedhof. Wie körperlose Wesen krochen die Nebelschlieren umher. Der Wind bewegte hin und wieder den Klöppel der Kapellenglocke.

Der Schlag hallte gedämpft über die Gräber.

Mago stieg aus. Der Nebel hüllte ihn ein und verlieh ihm ein noch unheimlicheres Aussehen. Aufrecht schritt er auf das Friedhofstor zu. Er berührte es nicht, brach das Schloß mit seiner Magie auf und stieß das Tor mit seiner schwarzmagischen Kraft zur Seite.

Dann setzte er seinen Fuß auf den Gottesacker. Zielstrebig näherte er sich der Friedhofsmitte, während durch den dichten Nebel grauenerregende Gestalten schlichen.

Mago erreichte die Mitte des Friedhofs und blieb stehen. Kein Wort drang aus seinem Mund. Reglos stand er da und wartete, und furchterregende Geschöpfe tauchten zwischen den Grabsteinen auf.

Gedrungene Gestalten, deren Haut grün glänzte, näherten sich dem Schwarzmagier. Er war ihr Herr. Ihretwegen war er hierher gekommen. Er hatte sie vorausgeschickt und ihnen aufgetragen, hier auf ihn zu warten.

Nun war er gekommen, um sie abzuholen. Sie verströmten einen bestialischen Geruch, waren ghoulähnliche Geschöpfe, hatten stumpfe Hörner auf den kahlen Schädeln, und gelbe, widerliche Rattenzähne schimmerten in ihren Mäulern. Bewaffnet waren sie mit gefährlichen Höllenpeitschen, deren Schlag für Menschen tödlich war.

Als Mr. Silver von einer solchen Peitsche getroffen wurde, verlor er seine übernatürlichen Fähigkeiten, und es hatte lange gedauert, bis er sie sich wiederholen konnte.

Magos grausame Schergen bewegten sich beinahe kriechend vorwärts. Erst vor ihm richteten sie sich langsam auf. Der Schwarzmagier bedeutete ihnen mit einer herrischen Geste, ihm zu folgen.

Sie verließen mit ihm den stillen Gottesacker, auf dem sie sich verborgen gehalten hatten.

»Habt ihr euch auch so verhalten, daß niemand eure Anwesenheit bemerkte?« fragte der Schwarzmagier, als sie den Truck erreichten.

»Hin und wieder kamen alte Frauen auf den Friedhof«, antwortete einer der Schergen.

»Und?«

»Wir hielten uns unter der Erde auf.«

Mago konnte sich denken, was seine Helfer dort unten getan hatten. Sie sahen nicht nur wie Ghouls aus. Manchmal überkam sie auch der entsprechende Trieb, und dann fraßen sie die Toten.

»Steigt ein!« befahl der Schwarzmagier. »Werft die Kisten raus.«

Mit einer Geschmeidigkeit, die man den unförmigen Wesen nicht zugetraut hätte, sprangen sie auf die Ladefläche. Sämtliche Gemüsekisten schleuderten sie in den Nebel hinein.

Dann setzten sie sich auf den Boden, und Mago fuhr los. Er war nicht so unvorsichtig, dieselbe Strecke zurückzufahren, sondern machte einen Umweg über Surrey und kehrte aus südlicher Richtung nach London zurück.

Um nicht aufzufallen, belegte er die Scheiben mit einem spiegelnden Glanz, wodurch nur seine Konturen zu erkennen waren. Er beachtete korrekt die Verkehrsvorschriften und beging während der gesamten Fahrt keinen einzigen Fehler.

Unerkannt gelangte er bis zur Themse. Es begann zu dämmern, als er die düstere Uferstraße entlangfuhr. Es war reichlich Platz, um den Truck abzustellen.

Mago kletterte aus dem Fahrzeug. Ein häßlicher kahler Schädel schob sich über den Rand der Ladeklappe. »Ihr wartet!« sagte der Schwarzmagier, und der Schädel zog sich sofort wieder zurück.

Über einen mit Steinplatten belegten Weg eilte Mago zum Wasser der Themse hinunter. Graubraun und lautlos floß der Fluß an ihm vorbei. Links glänzte die große Öffnung eines Sammelkanals.

Mago ließ vorsichtig seinen Blick schweifen. Weit und breit war niemand zu sehen. Der Schwarzmagier kehrte um. Er erreichte den gestohlenen Transporter und schlug mit der Faust gegen die Seitenwand.

Sogleich erschienen zwei gehörnte, schleimig glänzende Schädel.

»Die Luft ist rein!« sagte Mago.

Seine Schergen sprangen vom Truck auf die Straße. Mago verlor ab und zu bei seinen Einsätzen so ein Wesen, doch es stellte für ihn kein Problem dar, die Lücke in ganz kurzer Zeit wieder aufzufüllen.

Es gab genug von diesen grausigen Wesen, und jedem war es eine Ehre, für Mago sein Leben zu geben. Der Schwarzmagier schritt mit ihnen zum Fluß hinunter.

Über einen kurzen Betonweg erreichte er mit ihnen den Sammelkanal, durch den man in das weitverzweigte System der Londoner Kanalisation gelangen konnte.

Ihre Schritte hallten von den nassen Wänden wieder. Ein Wasseräderchen rann an ihnen vorbei. Nach starken Regenfällen wurde die schmale Ader zu einem reißenden Bach, der alles fortschwemmte und in die Themse schleuderte.

Mago führte seine fünf Schergen in das undurchdringliche Dunkel. Immer wieder gabelte sich der Kanalstollen. Die Kanalisation hatte Ähnlichkeit mit einem Labyrinth.

Es gab Querverbindungen, blinde Stollen und Betonröhren, die sich nach rechts oder links krümmten. Magos Ortskenntnis war erstaunlich. Es hatte den Anschein, als wäre das Kanalsystem von London sein Lebensbereich, dabei war er noch nie hier gewesen.

Magie leitete ihn. Er fing Impulse auf, nach denen er sich richtete.

Sie lenkten seine Schritte in die jeweils richtige Richtung, und die Schergen brauchten ihm nur zu folgen.

Ratten fiepten erschrocken, wenn der Schwarzmagier auftauchte, und nahmen Reißaus. Ein besonders großes, fettes Tier versuchte an den Schergen vorbeizuflitzen.

Da griff der letzte blitzschnell nach seiner Peitsche, die zusammengerollt an seinem Gürtel hing. Schon pfiff das Leder durch die Luft, schnitt abgezirkelt auf die Ratte zu und traf sie.

Das Tier quietschte durchdringend und zerplatzte regelrecht. Der Scherge grinste grausam, rollte die Peitsche wieder ein, und ging weiter. Sie haßten jede Art von Leben, liebten Leichen. Deshalb nahmen sie jede Gelegenheit wahr, Leben zu vernichten.

Manchmal mußte Mago ihren Eifer energisch bremsen. Zumeist dann, wenn er unauffällig operieren wollte, denn die Mordlust seiner Schergen kannte keine Grenzen.

Diese Wesen handelten nicht mit Magos Vernunft. Sie gaben ihren Trieben nach, ohne viel nachzudenken. Deshalb mußten sie von jemandem, der klüger war als sie, gelenkt werden, und das war Mago.

Sie kletterten an den rostigen Eisensprossen einer Leiter hoch und überquerten eine Hochwassersperre. Dahinter floß eine schmutzige, stinkende Brühe. Sie gluckste und plätscherte an ihnen vorbei.

Mago setzte seinen Fuß auf einen handtuchschmalen Betonweg, der stellenweise so glitschig war wie die Haut der Schergen. Der Schwarzmagier fühlte, daß sie nicht mehr weit zu gehen hatten.

Die Dunkelheit hatte sich inzwischen zur Undurchsichtigkeit verdichtet. Dennoch fand sich Mago weiterhin zurecht. Seine Augen hatten die Kraft, die Finsternis auf eine unerklärliche Weise aufzuhellen.

Aus einem der Stollen sickerte ein gelblich-weißer Schimmer.

Darauf ging Mago zu. »Kommt!« sagte er zu den Schergen.

»Schneller! Beeilt euch! Wir sind gleich am Ziel!«

Abermals erreichten sie eine Gabelung. Mago wandte sich nach rechts. Der Schimmer wurde zu einem Leuchten, das sich mehr und mehr konzentrierte. Der Kanalstollen krümmte sich sehr stark nach links, und Augenblicke später sahen Mago und seine Begleiter, wovon das geheimnisvolle Leuchten ausging.

Sie gelangten in ein großes Sammelbecken mit schwarzgrauen Wänden, und mittendrin stand eine Uhr!

Sie war beinahe so groß wie ein Mensch, bestand eigentlich nur aus der Scheibe des Zifferblatts. Eine unsichtbare Kraft schien diese Scheibe in vertikaler Stellung zu halten.

Wenn die römischen Ziffern und die großen, antiken Zeiger nicht gewesen wären, hätte man das Ganze für eine Zielscheibe halten können. Wo die Ziffern angeordnet waren, lief ein sandfarbener Kreis ringsrum. Zum Zentrum hin folgte ein schmutzigweißer Kreis, und den Mittelpunkt der Uhr bildete ein sandfarbener Punkt.

Mago blieb stehen und grinste. Er nickte zufrieden. »Rufus hat Wort gehalten. Das ist sie – die Totenuhr!«

Einer seiner Schergen schnaufte erregt. Mago erkannte den Grund dafür sofort. Neben der Totenuhr lag eine Leiche, und das ghoulähnliche Geschöpf hatte Appetit.

***

Wir verabschiedeten uns von Oda und Lance Selby, die das Nachbarhaus betraten. Ich schloß die Eingangstür meines Hauses auf und ließ Vicky Bonney den Vortritt.

Mr. Silver grinste zu dem kleinen Cruv hinunter. »Was ist, soll ich dich über die Schwelle tragen?«

»Wozu?« fragte der häßliche Gnom.

»Ist so ein Brauch bei Jungvermählten.«

»Sind wir das denn?«

Der Ex-Dämon lachte. »Zum Glück nicht.« Er schlug den Kleinen auf die Schulter, daß er vier Schritte vorwärtsstolperte. »Ach, Knirps, es ist so herrlich, dich aufzuziehen. Du mußt wirklich noch viel lernen.«

Roxane betrat hinter Vicky das Haus. Ich folgte ihr und war ehrlich froh, wieder daheim zu sein. Während ich mir eine Drink einschenkte, führte Mr. Silver den Knirps herum und zeigte ihm auch das Gästezimmer.

»Hier kannst du wohnen, solange du willst«, sagte der Ex-Dämon. »Hast du schon mal in einem Bett geschlafen?«

»Nein, noch nie.«

»Es ist ein königliches Gefühl, in einem richtigen Bett zu liegen. Solltest du davon aber nichts halten, kannst du dich auch darunterlegen. Ich bitte dich nur um eines: Mach in der Nacht keinen Radau, denn Roxane und ich schlummern gleich nebenan. Wenn man mich weckt, kann ich verdammt ungenießbar werden. Dann schieße ich zu dir rüber und setz dich im Schlafanzug an die Luft, egal, wie kalt es draußen ist. Ich hoffe, wir verstehen uns.«

Vicky Bonney sichtete neben mir die Post. Das war wieder mal ein gewaltiger Stabel von Briefen. Vorwiegend Fanpost. Die Leser

schrieben an den Verlag, und der leitete die Briefe an die Schriftstellerin weiter.

All die Schreiben zu beantworten, würde Vicky mindestens zwei Tage kosten, aber sie machte das gern. Sie brauchte diesen Kontakt zu den Lesern und konnte auch Kritik vertragen. Wenn sie fundiert war, versuchte sie sie zu beherzigen.

Beschimpfungen anonymer Psychopathen warf sie in den Papierkorb, ohne sich darüber zu ärgern. Leider waren manchmal auch solche Briefe dabei.

Nachdem ich mich mit dem Drink gestärkt hatte, wählte ich Tucker Peckinpahs Nummer. Er hob selbst ab. »Hallo, Partner«, sagte ich. »Da sind wir wieder.«

»Wohlbehalten in London gelandet?« fragte der Industrielle.

»Einigermaßen.«

»Ihre Stimme klingt deprimiert, Tony.«

»Ich habe leider keinen Grund, himmelhoch zu jauchzen.« Ich sprach von Frank Esslin. Über diesen schmerzlichen Verlust würden wir alle nicht so bald hinwegkommen.

Viele Abenteuer hatte ich mit ihm bestritten. Manchmal wäre Frank um ein Haar drangewesen. Aber irgendwie hatte er es immer wieder geschafft, schließlich doch noch über die Runden zu kommen.

Mal mit meiner Hilfe, dann war ihm wieder Mr. Silver beigestanden. Ab und zu hatte er sich auch selbst an den eigenen Haaren aus dem Dreck gezogen. Natürlich hatte jedesmal die Gefahr bestanden, daß er es einmal nicht mehr rechtzeitig schaffen würde.

Dasselbe galt auch für mich, aber bei mir war das doch etwas anderes, denn ich war von Beruf Dämonenjäger, während Frank Esslin als Experte für Tropenmedizin in erster Linie für die Weltgesundheitsorganisation tätig gewesen war.

Auch Tucker Peckinpah bedauerte den Tod unseres Freundes sehr. »Schade um ihn«, sagte er. »Frank war ein guter Mann.«

Meine Augen verengten sich. »Irgendwann erwische ich Rufus mal, und dann präsentiere ich ihm die Rechnung. Es wird mir ein Volksfest sein, den Dämon mit den vielen Gesichtern für immer zur Hölle zu schicken.«

Ich erzählte dem Industriellen von unserem neuen Freund Cruv, und Peckinpah freute sich schon darauf, den Knirps kennenzulernen. »Ehe ich es vergesse«, sagte Peckinpah dann. »Richten Sie Mr. Silver meinen herzlichen Glückwunsch aus. Freut mich außerordentlich, daß er seine übernatürliche Fähigkeiten wiederhat.«

»Mich auch«, erwiderte ich. »Hoffentlich ist er in Zukunft etwas vorsichtiger. Den Mercedes können Sie übrigens abholen lassen. Er steht vor meinem Haus. Wir brauchen ihn nicht mehr.«

»Okay, ich schicke jemanden vorbei. Sonst noch was, Tony?«

»Leider ja«, knurrte ich.
»Ich wußte, daß Ihnen noch etwas auf den Magen drückt. Was ist es?«
»Mago.«
»Sagen Sie bloß nicht, er ist wieder in der Stadt.«
»Doch, Partner, das ist er.« Ich berichtete dem Industriellen, wie wir davon erfahren hatten.
»Das bedeutet für Roxane und Oda wieder Alarmstufe eins«, sagte Peckinpah besorgt »Haben Sie vor, gegen den Schwarzmagier etwas zu unternehmen? Oder warten Sie erst mal ab?«
»Sie kennen mich. Warten ist nicht gerade meine Stärke. Ich würde viel lieber herausfinden, wohin der Jäger der abtrünnigen Hexen verschwunden ist. Sie kennen meine Ansicht: Angriff ist die beste Verteidigung. Wenn ich wüßte, wo sich Mago versteckt hält, würde ich noch in dieser Stunde zuschlagen.«
»Glauben Sie, daß Sie's rausfinden?«
»Ich weiß im Moment noch nicht, wie ich's anstellen soll. Vielleicht hat Mr. Silver eine Idee.«
»Mein Gott, Tony, es wäre zu schön, um wahr zu sein, wenn es Ihnen gelänge, Mago zu vernichten. Dann brauchten Roxane und Oda keine Angst mehr zu haben.«
Er hatte recht. Die schwarze Macht würde zwar garantiert einen neuen Jäger einsetzen, doch der würde nicht wissen, in welcher Dimension Roxane und Oda lebten.
Nur Mago war es gelungen, ihre Spur bis auf die Erde zu verfolgen. Ob dem Nachfolger das auch gelang, war fraglich. Wir hätten bestimmt viel ruhiger gelebt, wenn es den Schwarzmagier nicht mehr gegeben hätte. Aber wie sollten wir ihn finden?
Es gab Tausende von Verstecken in London für ihn. Der einzige Anhaltspunkt war im Augenblick der gestohlene Lkw. Das sagte ich meinem Partner. Er versprach, sich seiner weitreichenden Beziehungen zu bedienen.
»Sowie ich etwas von dem Truck höre, erfahren Sie es von mir«, versicherte er mir.
»Wäre schön, wenn es bald wäre«, sagte ich.
Nach diesem Gespräch rief ich Daryl Crenna an, der sich mächtig darüber freute, daß ich mich mal wieder bei ihm meldete. Ich sagte ihm, ich hätte ihm viel zu erzählen und fragte ihn, ob er nicht auf einen Drink zu uns kommen wolle.
Er lachte. »Da sage ich nicht nein. Ich bin in zwanzig Minuten bei euch.«
»Fein«, sagte ich und legte auf.
Zwanzig Minuten später war der Strahlemann tatsächlich zur Stelle. Wir hatten den sympathischen Burschen in Hongkong kennengelernt,

und es tat mir heute noch leid, daß wir ihm anfangs mißtrauten, aber er war uns irgendwie geheimnisvoll vorgekommen.

Doch unser Argwohn hielt sich nicht lange. Als wir gegen die Pavian-Dämonen kämpften, stellte sich Daryl Crenna auf unsere Seite und verblüffte uns mit einer außergewöhnlichen Fähigkeit.

Seine Arme verwandelten sich in geschuppte schwarze Tentakel mit feuerroten Saugnäpfen, die messerscharfe Zähne aufwiesen.

Die Fangarme endeten in spitzen, harten gelben Hornstacheln, die für seine Gegner tödlich waren.

Der nervenzerfetzende Kampf hatte damals in Protoc, der Welt der Pavian-Dämonen, seine Fortsetzung gefunden, und wir waren froh gewesen, daß dieser Mann aus der Welt des Guten uns dorthin begleitete, denn er war uns dort eine große Hilfe. [4]

Wir erfuhren, daß er in seiner Welt Pakka-dee genannt wurde, und er berichtete uns von seinen Zielen, die wir nur begrüßen konnten, denn je breiter die Phalanx war, die sich der schwarzen Macht entgegenstellte, um so besser konnte man sie in die Schranken weisen.

Als ich die Tür öffnete, grinste mich der braungebrannte Knabe mit seinen unverschämt weißen Zähnen an. Er war groß, blond, breitschultrig und hatte sensible braune Augen. Er erweckte den Eindruck, als wäre er in allen Sportarten der Beste.

»Tony!« Lachend trat er auf mich zu und umarmte mich.

Ich boxte ihn freundschaftlich gegen den Rippenbogen. »Hallo, Tiger. Wie geht's dem weißen Kreis?«

»Der besteht vorläufig leider immer noch nur aus dem Mittelpunkt.«

»Komm rein. Da ist jemand, der dich furchtbar gern kennenlernen möchte.« Ich führte ihn ins Wohnzimmer. Er begrüßte Vicky und Roxane und fragte den Ex-Dämon: »Na, sind deine Beißerchen immer noch stumpf?«

Der Hüne mit den Silberhaaren grinste. »Nein, damit ist es vorbei. Ich bin wieder der alte.«

Daryl Crenna sah ihn erstaunt an. »Tatsächlich?«

Wir hatte den Tip mit dem Tunnel der Kraft von Pakka-dee erhalten. Er hatte uns darauf hingewiesen, daß Mr. Silver dort wiedererstarken könne, aber er konnte uns nicht sagen, wo sich dieser Tunnel befand, und so dauerte es eine Weile, bis Roxane ihn entdeckte.

Ich stellte dem Mann aus der Welt des Guten unseren kleinen Freund Cruv vor. Der Gnom reichte Daryl Crenna mit leuchtenden Augen die Hand. Ich gab Pakka-dee den versprochenen Drink, und dann hatten wir ihm viel zu erzählen.

Daryl hörte sich unsere Geschichte mit Vergnügen an. Seine Miene verfinsterte sich erst, als er erfuhr, daß wir in Cullkirk einen Freund verloren hatten.

»Sollte sich einmal die Gelegenheit ergeben, würde ich gern an eurer

Seite gegen Rufus kämpfen«, sagte Pakka-dee grimmig. »Der Dämon mit den vielen Gesichtern hat bereits genug Schaden angerichtet. Es wird Zeit, daß er zur Hölle fährt.«

»Der Tag, an dem das passiert, wäre einer meiner schönsten«, sagte ich.

»Ich bin jederzeit bereit, euch zu helfen«, versetzte Daryl.

»Das wissen wir.«

Pakka-dee richtete seine braunen Augen auf Cruv. Er musterte den häßlichen Gnom eingehend. »Du würdest dich also gern meinem weißen Kreis anschließen?«

»Es wäre mir eine große Ehre, von dir als Mitglied akzeptiert zu werden«, erwiderte der Kleine.

»Er besitzt das Herz eines Löwen!« pries ihn Mr. Silver an.

»Das stimmt«, versicherte Cruv. »Ich war früher eher ängstlich, doch seit ich im Tunnel der Kraft war, habe ich mich verändert, und ich bin auch ein wenig gewachsen. Ich fühle mich stark genug, um gegen die Abgesandten der Hölle zu kämpfen, Pakka-dee.«

»Ich hab' mir ein Haus gekauft«, sagte Daryl Crenna. »Wärst du bereit, zu mir zu ziehen?«

Cruv schaute mich fragend an. Ich zuckte die Schultern. »Mein Lieber, jetzt mußt du dich selbst entscheiden. Du kannst gern bleiben, wir sind dir aber auch nicht böse, wenn du mit Pakka-dee gehst. Wenn du deine Erfüllung darin siehst, dich dem weißen Kreis anzuschließen, akzeptieren wir das.«

»Ich will versuchen, ein nützliches Mitglied des weißen Kreises zu werden«, sagte Cruv feierlich. Es klang wie ein Schwur, den er vor uns ablegte.

Daryl Crenna streckte ihm spontan die Hand entgegen. »Dann heiße ich dich herzlich willkommen.«

Er nahm Cruv noch am selben Abend mit. Unsere besten Wünsche für die Zukunft begleiteten den Knirps. An der Tür sagte ich:

»Paß gut auf ihn auf, Pakka-dee. Er wird am Anfang ein bißchen zu ehrgeizig sein. Achte darauf, daß ihm das nicht zum Verhängnis wird.«

»Mach dir keine Sorgen um deinen Schützling, Tony«, sagte Daryl. »Es wird ihm nichts geschehen. Ich werde ihm beibringen, worauf er achten muß. Mein Schliff wird ihn zu einem gefährlichen Kämpfer machen. Unsere Gegner werden seinen Namen bald mit Furcht aussprechen.«

»Wir bleiben in Verbindung.«

»Wie bisher«, sagte Pakka-dee und verließ mit Cruv mein Haus.

Wir berieten noch bis Mitternacht, was wir anstellen konnten, um Mago zu finden. Da wir zu keinem brauchbaren Ergebnis kamen, gingen wir zu Bett.

Am nächsten Morgen, nach dem Frühstück, sagte ich zu Mr. Silver: »Ich würde mich gern mit George Johnson und Dennis Maskell unterhalten. Vielleicht hat ihnen Mago nur eine begrenzte Erinnerungssperre ins Gehirn gepflanzt, um sich einen beruhigend großen Vorsprung zu sichern.«

Der Ex-Dämon runzelte die Stirn. »Das kann ich mir nicht vorstellen. Mago macht keine Halbheiten.«

Der Meinung war ich im Grunde genommen auch. Mir ging es eigentlich nur darum, die beiden Männer wiederzusehen. Nach wie vor befiel mich ein leichtes Unbehagen, wenn ich an sie dachte.

Ich war immer noch in Sorge um sie und wollte dem Frieden nach wie vor nicht trauen. Mago war kein Wohltäter. Wer sich erdreistete, ihn anzugreifen, den bestrafte er für gewöhnlich auf grausamste Weise.

Ich rief Tucker Peckinpah an. Er berichtete mir, daß der gestohlene Truck noch nicht gefunden wurde. Ich bat ihn, für mich herauszufinden, für welches Unternehmen Johnson und Maskell arbeiteten.

Zehn Minuten später wußte ich es. Ich rief die Firma an und erfuhr, daß sich beide Fahrer krank gemeldet hatten. Das steigerte meine Unruhe. Johnson und Maskell hatten nicht den Eindruck auf mich gemacht, daß sie arbeitsscheu waren und jede Gelegenheit nützten, um ein paar frei Tage herauszuschinden.

Wenn sie behaupteten, sich nicht wohlzufühlen, dann stimmte das mit Sicherheit. Ihre Begegnung mit Mago hatte also doch Nachwirkungen. Ich wollte sehen, wie schwer sie waren.

Jemand hatte inzwischen den Mercedes 600 abgeholt. Mr. Silver und ich stiegen in meinen weißen Peugeot 504 TI. Das Höllenschwert ließ der Ex-Dämon zu Hause, nachdem er Vicky Bonney und Roxane eingeschärft hatte, es nicht anzufassen.

Johnson und Maskell wohnten nicht weit voneinander entfernt.

Jeder von ihnen besaß ein kleines Haus in Fulham, in der Nähe des Brompton Cemetery.

»Wen sehen wir uns zuerst an?« fragte Mr. Silver.

»Johnsons Haus ist das erste, das wir erreichen«, sagte ich.

»Dann ist die Entscheidung auch schon gefallen«, meinte der Ex-Dämon.

Ich streifte ihn mit einem raschen Blick. »Sag mal, kannst du für die beiden nichts tun? Du hast doch deine übernatürlichen Fähigkeiten wieder. Sollte Mago eine schwarzmagische Zeitbombe zurückgelassen haben, müßtest du sie doch eigentlich entschärfen können.«

»Dazu kann ich jetzt noch nichts sagen«, erwiderte Mr. Silver.

»Ich muß mir die Männer erst mal ansehen. Mago kann in ihnen irgend etwas so verankert haben, daß sie mein Versuch, sie davon zu

befreien, töten würde.«
»Hoffentlich hat er das nicht getan.«
Wir erreichten die Halford Road. Hier wohnte George Johnson in einem billigen, unscheinbaren Haus mit kleinem Vorgarten. Alte Obstbäume ragten vor dem Gebäude auf.
Ich ließ meinen Wagen vor dem Eingang ausrollen. »An die Arbeit«, sagte ich zu Mr. Silver und stieg aus.
Er klappte die Tür auf der anderen Seite zu und kam um das Fahrzeug herum. Wir durchschritten den kleinen Vorgarten mit dem sorgfältig gepflegten Rasen und ich begrub den Klingelknopf unter meinem Daumen.
Eine übergewichtige Frau öffnete uns. Sie trug einen Morgenrock, und ihr Haar war etwas in Unordnung. Sie war keine Schönheit, aber ihrem Mann bestimmt eine gute, treue, verständnisvolle Frau.
»Mrs. Johnson?« fragte ich.
»Ja.« Sie schaute mich reserviert an.
Damit sie nicht auf den Gedanken kam, sie hätte einen windigen Vertreter vor sich, der ihr irgend etwas andrehen wolle, was sie nicht brauchte, sagte ich: »Mein Name ist Tony Ballard. Ich bin Privatdetektiv. Dies ist mein Freund Mr. Silver. Wir hatten Gelegenheit, gestern nach diesem… Ereignis mit Ihrem Mann und seinem Kollegen zu sprechen. Da wir uns – ehrlich gesagt – ein wenig Sorgen um die beiden machen, hätten wir uns Ihren Mann gern mal angesehen.«
»Mein Mann liegt noch im Bett.«
»Haben Sie seine Firma angerufen und ihr mitgeteilt, daß er sich nicht wohlfühle?«
»Ja.«
»Um welche Art von Unwohlsein handelt es sich?«
Die besorgte Frau hob die Schultern. »Das kann ich nicht erklä- ren.«
»Mr. Silver kann Ihrem Mann möglicherweise helfen, Mrs. Johnson.«
Die Frau musterte den Hünen mit den Silberhaaren ungläubig.
»Eben war der Arzt da. Er sagte, er könne nichts für George tun.«
»Das glaube ich gern«, sagte ich. »Mr. Silver ist kein Doktor, Mrs. Johnson. Ihr Mann hatte gestern Kontakt mit einem Höllenwesen, dessen Name Mago ist. Ich kann mir vorstellen, daß ich Ihnen starken Tobak vorsetze, wenn ich Ihnen sage, daß es mein Job ist, Geister und Dämonen zu jagen, aber es ist die Wahrheit. Auf Mago sind wir besonders scharf, denn der Bursche hat es auf Mr. Silvers Freundin abgesehen.«
Johnsons Frau gab die Tür frei und ließ uns ins Haus. Sie führte uns in ein kleines, sauberes Wohnzimmer und bat uns Platz zu nehmen.
»Ich spreche mal mit meinem Mann«, sagte sie.
Wir setzten uns in Sessel, über die Decken gebreitet waren, damit der

Stoff geschont wurde. Mrs. Johnson verließ das Wohnzimmer.

Der Ex-Dämon lächelte. »Eine mißtrauische Frau.«

»Das ist vernünftiger, als zu vertrauensselig zu sein«, bemerkte ich, ohne zu ahnen, was für ein schreckliches Ereignis sich im Obergeschoß anbahnte.

***

Agnes Johnson stieg die Treppe hinauf. Sie wäre froh gewesen, wenn Mr. Silver ihrem Mann hätte helfen können. George fühlte sich nicht nur krank, sondern er sah auch elend aus.

Dennoch hatte der Hausarzt nichts finden können. Um überhaupt etwas zu tun, hatte er dem Patienten eine Vitaminspritze gegeben und gesagt: »Schicken Sie Ihren Mann morgen zu mir in die Praxis, dann werden wir weitersehen.«

»Wäre es nicht besser, wenn man ihn im Krankenhaus gründlich durchuntersuchen würde, Doktor?« hatte die besorgte Frau gefragt.

»Das halte ich nicht für nötig. Wenn Sie mich fragen, wird es Ihrem Mann bald besser gehen. Er ist ein robuster Bursche. Wenn ich mehr solche Patienten hätte, müßte ich meine Praxis schließen.«

Agnes Johnson erreichte das Obergeschoß. Obwohl sich der Hausarzt sehr optimistisch gegeben hatte, hatte die Frau Angst um ihren Mann, der noch nie so erledigt gewesen war.

In der vergangenen Nacht hatten sie beide kein Auge zugetan.

George hatte sich im Bett fortwährend hin und her gewälzt und wie im Fieber phantasiert. Auch geredet hatte er, doch Agnes hatte nicht verstehen können, was er sagte.

Sie näherte sich der Schlafzimmertür auf Zehenspitzen. Sollte George endlich zur Ruhe gekommen und eingeschlafen sein, würde sie ihn nicht wecken. Sie legte ihr Ohr an das Holz und lauschte.

Drinnen seufzte George. Agnes Johnson umschloß mit ihrer schmalen Hand den verchromten Türknauf und drehte ihn vorsichtig nach rechts. Behutsam drückte sie die Tür auf.

Nur so weit, um zum Bett sehen zu können. Was sie erblickte, schockierte sie schmerzhaft. Die »Krankheit«, die der Hausarzt nicht feststellen konnte, war fortgeschritten.

Sie schien in Schüben aufzutreten, und zu einem solchen Schub war es soeben gekommen. George Johnson lag mit starren, weit aufgerissenen Augen im Bett.

Sein Gesicht war unnatürlich grau geworden. Er hechelte wie ein Hund, knurrte dazwischen immer wieder, und seine Hände waren zu harten Fäusten zusammengekrampft.

Agnes stieß die Tür zur Seite. »George!« entfuhr es ihr. »Um Himmels willen!«

Sie trat rasch ein. Ihr Mann nahm keine Notiz von ihr. Erst als sie das

Doppelbett erreichte und sich bestürzt über ihn beugte, verzerrte sich sein Antlitz zu einer furchterregenden, teuflischen Fratze.

Agnes Johnsons Herz übersprang einen Schlag. Das ist nicht mehr dein Mann! schrie eine Stimme in ihr. Aus George Johnson schien ihr Todfeind geworden zu sein.

Haß und Mordlust loderten in seinen Augen. Agnes wich verstört zurück. Er setzte sich mit einem jähen Ruck auf. Wieder entrang sich seiner Kehle dieses tierhafte Knurren.

Agnes Johnson bangte um ihr Leben. Sie hatte das Gefühl, ihr Blut wäre in den Adern gefroren. Zweifellos wollte George ihr etwas antun. Er mußte den Verstand verloren haben, mußte wahnsinnig geworden sein.

Mit einem wilden Satz sprang er aus dem Bett. Er verdrehte die Augen so weit, daß nur noch das Weiße zu sehen war, und dann stürzte er sich auf die entsetzte Frau.

Sie schrie grell auf, als er sie packte und wollte sich von ihm losreißen, doch er zerrte sie zu sich. Seine Finger krallten sich in ihr Haar. Sie kreischte um Hilfe.

Johnson stieß ein irres Lachen aus, riß den Kopf seiner Frau zurück und wollte sie in den Hals beißen. Sie stieß mit beiden Händen sein Gesicht zurück und ließ sich fallen.

Dadurch rutschte sie ihm aus dem Arm. Zwischen seinen Fingern hingen viele Haare, doch Agnes war wieder frei, und das ließ sie den brennenden Schmerz vergessen, der ihre Kopfhaut überzog.

Sie sprang auf und wollte aus dem Schlafzimmer hetzen, doch Johnson hinderte sie daran. Sein Faustschlag warf sie nieder. Er wollte sich augenblicklich auf sie fallen lassen, doch Agnes gelang es, sich zur Seite zu wälzen. Dadurch verfehlte er sie.

Erneut sprang sie auf. George Johnson umklammerte mit beiden Armen ihre Beine. In ihrer Panik griff die verstörte Frau nach einer Vase und schlug sie ihm auf den Kopf.

Seine Arme fielen herab, er kippte benommen gegen die Wand.

Agnes warf den Rest der zerbrochenen Vase weg und stürmte durch die Tür aus dem Raum. Drinnen fing George Johnson an zu toben. Er schlug alles kurz und klein.

***

Als die Frau den ersten Schrei ausstieß, federte ich hoch. »Ich hab’s befürchtet!« preßte ich heiser hervor.

Auch Mr. Silver hob senkrecht ab. Wir rannten aus dem Living-room, zur Treppe und diese hoch. Ich hatte das Gefühl, meine Haare würden zu Berge stehen. Verdammt noch mal, Mago hatte sich nicht damit begnügt, das Erinnerungsvermögen der beiden Truckfahrer auszulöschen.

Sie hatten es gewagt, ihn zu attackieren, und das rächte sich heute erst. Die Uhr der schwarzmagischen Zeitbombe schien abgelaufen zu sein. Das war es, was bei mir schon die ganze Zeit Magenkrämpfe verursacht hatte.

Wir erreichten das obere Ende der Treppe. Agnes Johnson stolperte uns entgegen. Bleich wie ein Laken war sie, und sie zitterte heftig und konnte sich kaum auf den Beinen halten.

Ich fing sie auf, als sie schluchzend gegen mich fiel. Mr. Silver stürmte indessen weiter. Ich rief ihm nach, er solle George Johnson trotz allem so schonend wie möglich behandeln.

Unter Agnes Jonsons Lidern quollen dicke Tränen hervor. »Er wollte… mich umbringen …«, stammelte sie erschütterte. »Mein eigener … Mann …«

»Er braucht Hilfe«, sagte ich eindringlich. »Kann ich Sie allein lassen?«

Sie nickte, und als ich sie losließ, sank sie neben dem Geländer auf den Teppich.

Ihr Gesicht preßte sich zwischen die Holzsprossen, an denen sie sich mit beiden Händen festklammerte.

Ich jagte hinter Mr. Silver her. George Johnson wütete im Schlafzimmer wie ein Berserker. Als ihm Mr. Silver entgegentrat, bleckte er feindselig die Zähne und knurrte ihn an.

»Ruhig, Johnson«, redete der Ex-Dämon auf ihn ein. »Ganz ruhig. Ich möchte Ihnen helfen.«

Doch der Mann war daran nicht interessiert. Er wuchtete sich Mr. Silver entgegen. Der Ex-Dämon bewies, daß er blitzschnell zu reagieren vermochte. Er wich zur Seite aus und schlug mit der Faust zu.

Johnson verlor das Gleichgewicht. Er knallte gegen die Schranktür und trudelte ab. Nun wollte ich das Geschehen lenken. Mit zwei Schritten war ich bei Johnson.

Ich beugte mich zu ihm hinunter und beabsichtigte ihn zu packen und hochzureißen. In diesem Moment schien er vollends durchzudrehen. Ich wußte nicht sofort, warum.

Panik verzerrte sein ungesund graues Gesicht Mit schreckgeweiteten Augen starrte er auf meine rechte Hand. Nun ging mir ein Kronleuchter auf. Der Mann hatte Angst vor meinem magischen Ring.

Er brüllte wie am Spieß und schlug wie von Sinnen um sich. Er trat auch mit den Beinen nach mir, warf sich zur Seite und legte die Arme schützend über seinen Kopf, als hätte er gesehen, wie jemand eine Granate in sein Zimmer schleuderte.

Auf einmal war es still. Schlagartig war es mit dem Tobsuchtsanfall vorbei. George Johnson lag reglos vor mir und gab keinen Laut mehr von sich. Auch das beunruhigte mich.

Ich krallte meine Finger in seinen Schlafanzug und zerrte ihn hoch. Er seufzte so schwer, als würde er sterben. Ich lehnte ihn an die Schranktür. Es zuckte konvulsivisch in seinem Gesicht.

Er hatte keine Angst mehr vor meinem Ring, war nicht mehr aggressiv, schien der Welt entrückt zu sein und nichts mehr zu wissen. Langsam fielen ihm die Augen zu.

Ich schüttelte ihn besorgt. »Mr. Johnson! Mr. Johnson!«

Hinter mir erschien Agnes Johnson in der Tür. Kummervoll sah sie ihren Mann an, während sie ihre Unterlippe blutig nagte. Mr. Silver trat neben mich und ging in die Hocke.

»Laß mich mal, Tony«, verlangte er.

Ich ließ George Johnson los, das Schlimmste für den Mann befürchtend. Und ich sollte nicht enttäuscht werden. Magos Grausamkeit kannte keine Grenzen, das zeigte sich in diesem Moment wieder.

Johnsons geschlossene Lider veränderten sich mit einemmal. Es hatte den Anschein, als würde Salzsäure sie wegfressen. Doch diese unsichtbare Säure fraß nicht nur die Lider, sondern auch die darunterliegenden Augen.

Wir blickten erschütterte in leere Höhlen, doch das Grauen war damit noch nicht zu Ende. Es ging weiter. Die magische Säure fraß sich in Johnsons Gehirn. Es ging so schnell, daß wir keine Möglichkeit hatten, es zu verhindern. Wir waren zum Zusehen verurteilt, und das war das Schrecklichste an der Sache.

George Johnsons Gehirn wurde zu grauem Staub, der uns aus den Augenhöhlen entgegenrieselte, und Sekunden später brach die Schädeldecke ein. Mir schnürte es die Kehle zu.

Ich konnte Magos Opfer nicht mehr länger ansehen, richtete mich auf und drehte mich um. Totenblaß und zutiefst erschüttert lehnte Anges Johnson am Türrahmen.

»George!« flüsterte sie gebrochen. »Ich kann’s nicht glauben… Das gibt es doch nicht … Das ist nicht wahr!«

Sie schrie ihren furchtbaren Schmerz so herzzerreißend heraus, daß es mir kalte Schauer über den Rücken jagte. Ich trat auf sie zu.

Sie klammerte sich an mich.

»Bitte, sagen Sie, daß das alles nur ein böser Traum ist, Mr. Ballard. Ich… ich habe meinen Mann doch nicht … wirklich verloren!«

»Es tut mir schrecklich leid, Mrs. Johnson…«

»Nein!« Sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte haltlos, und ich wußte, wie elend sie sich in diesem Augenblick fühlte.

Ich führte sie nach unten. Willenlos folgte sie mir, und sie war nahe daran, zusammenzubrechen. Es hatte keinen Sinn, ihr irgendeine Frage zu stellen, deshalb erkundigte ich mich nicht nach der Nummer ihres Hausarztes, sondern durchstöberte die Telefonkladde, nachdem

ich die Frau in einen Sessel gesetzt hatte.

Mr. Silver war bei ihr. Er gab ihr soeben einen Drink. Ich fand die Nummer des Doktors und rief ihn an. »Hier spricht Tony Ballard. Ich befinde mich in George Johnsons Haus. Könnten Sie bitte sofort kommen, Doc?«

»Ist im Befinden des Patienten eine Verschlechterung eingetreten?«

»Leider ja. Er ist tot.«

»Um Himmels willen.«

»Nicht er braucht Ihre Hilfe, sondern Mrs. Johnson, Sir.«

»Hat ihr Mann sie etwa mit dieser mysteriösen Krankheit angesteckt?«

»Das hoffe ich nicht«

»Ich komme sofort.«

»Danke«, sagte ich und drückte auf die Gabel. Da es einen Todesfall gegeben hatte, war es meine Pflicht, die Polizei zu informieren.

Ich wandte mich gleich an die richtige Stelle: an Scotland Yard.

Ich verlangte Oberinspektor John Sinclair, den Geisterjäger, doch der Mann, mit dem ich befreundet war und mit dem ich auch schon zwei gefährliche Fälle bearbeitet hatte, war auf Achse.

Glenda Perkins, seine Sekretärin, leitete meine Meldung weiter.

Ich konnte mich darauf verlassen, daß niemand sich in meinen Fall drängen würde, dafür würde John schon sorgen.

Mr. Silver nahm Agnes Johnson das leere Glas aus den kraftlosen Fingern, und mir war auf einmal, als hätte mir jemand einen glühenden Säbel durch den Kopf gestoßen.

»Dennis Maskell!« rief ich erschrocken aus.

»Mein Gott, ja!« rief der Ex-Dämon aufgewühlt.

»Du bleibst hier!« sagte ich und stürmte aus dem Haus, in der Hoffnung, den zweiten Truckfahrer vor einem Schicksal, wie es George Johnson ereilt hatte, bewahren zu können.

Ich sprang in meinen Wagen und startete den Motor. Die Pneus pfiffen, als ich losraste. Der weiße Peugeot fegte durch die Halford Road. Farm Lane 44, das war Dennis Maskells Adresse.

Ich bog in die nächste Querstraße ein. Farm Lane. Die Hausnummern flogen an mir vorbei. Bei 40 nahm ich den Fuß vom Gaspedal und ging in Bremsbereitschaft.

Exakt vor Nummer 44 hielt ich mein Fahrzeug an. Den Motor ließ ich laufen. Ich zog den Schlüssel nicht ab, weil mich das zuviel Zeit gekostet hätte, und Zeit – das fürchtete ich – hatte ich so gut wie keine, wenn ich Dennis Maskell retten wollte.

Ich stieß die Autotür auf, bevor sich noch der Sicherheitsgurt vollends aufgerollt hatte. Beinahe hätte ich mich darin verheddert.

Ich schüttelte das schwarze Band ab, warf die Tür zu und rannte zum Hauseingang.

Vier Stufen führten hinauf. Ich jagte sie hoch und läutete Sturm.

Als mir nicht sofort jemand aufmachte, schlug ich mit den Fäusten gegen die Kassettentür.

»Mr. Maskell! Mr. Maskell! Bitte machen Sie auf! Es geht um Leben und Tod!« Das hörte sich natürlich stark übertrieben an, aber es war die Wahrheit, das hätte jeder zugegeben, der George Johnson sterben sah.

Ich wußte nicht, wie ich Maskell retten sollte. Vielleicht gelang es mir mit dem magischen Ring. Wenn ich es schaffte, die Uhr der schwarzmagischen Zeitbombe zum Stehen zu bringen, war die Gefahr wenigstens für den Augenblick gebannt.

Dann konnte Mr. Silver, Roxane und Oda an ihm so lange herumexperimentieren, bis sie eine Möglichkeit fanden, die Bombe zu entschärfen. Aber dazu war es nötig, einen raschen, entscheidenden Schritt zu tun.

»Maskell!« schrie ich noch einmal.

Dann ließ ich es bleiben, schlug das Fenster neben der Haustür ein und kletterte durch dieses in das Gebäude.

»Maskell?«

Meine Stimme hallte durch das stille Haus. Irgendwo tickte leise eine Uhr. Das war alles, was ich hörte. Dennis Maskell hatte sich krank gemeldet, weil er sich nicht wohlfühlte.

Wer sich nicht wohlfühlte, blieb in der Regel zu Hause und geht nicht groß spazieren. Wenn diese Überlegung stimmte, mußte Dennis Maskell daheim sein, und dann war es kein gutes Zeichen, daß er nicht antwortete. Ich bekam eine Gänsehaut, während ich durch den düsteren Flur schritt. Gespannt erreichte ich die Treppe, die zum Obergeschoß hinaufführte.

Im selben Moment prallte ich zurück, denn vor mir lag Dennis Maskell und er hatte seinen schrecklichen Todeskampf bereits hinter sich.

***

Er lag auf dem Rücken, mit dem Kopf nach unten, die Arme in einer hilflos anmutenden Geste ausgebreitet. Die Augenhöhlen waren leer wie bei seinem Freund und Kollegen, und grauer Staub häufte sich auf der Stufe unterhalb seines Kopfes.

Ich stieg an ihm vorbei die Treppe hoch und stellte fest, daß auch er vor seinem furchtbaren Ende einen Tobsuchtsanfall gehabt hatte.

Sein Schlafzimmer war total verwüstet.

Die Kissen waren zerfetzt, und der feine Daunenstaub schwebte jetzt noch in der Luft. Eine Stehlampe war abgebrochen, auf der Nachttischlampe schien Maskell herumgetrampelt zu sein, nachdem er sie auf den Boden schleuderte.

Bilder waren aus den Rahmen gerissen worden, die Rahmen stellten nur noch Kleinholz dar. Ein Radiowecker lag mit aufgeplatztem Gehäuse auf dem Teppichboden und zeigte mir seine Innereien.

Das Chaos war perfekt. Besser hätte es Mago selbst nicht zustande gebracht. Ich kehrte um und beugte mich über den Toten.

Mit meinem magischen Ring führte ich einen kurzen Test durch, der mir verriet, daß der Leichnam »sauber« war.

So hatte ich wenigstens die Gewißheit, daß der Tote sich nicht wieder erheben würde. Ein schwacher Trost. Ich fragte mich, ob ich dem Mann noch helfen hätte können, wenn ich ein paar Minuten früher an ihn gedacht hätte. Ich glaubte nicht.

Ich hatte auch für George Johnson nichts mehr tun können, als die vernichtende schwarze Kraft zu galoppieren begann; und vielleicht hätte ich nicht einmal vorher die Möglichkeit gehabt, zu verhindern, was Mago in Gang gesetzt hatte.

Ich stieg die restlichen Stufen hinunter. Unheimlich war es in dem stillen Haus. Ich brauchte nicht wieder durch das Fenster zu klettern, sondern legte den Riegel des Sicherheitsschlosses um und öffnete die Tür.

Vor den Stufen, die zum Hauseingang hochführten, stand ein grauhaariger Mann, der mich mißtrauisch musterte. »Wer sind Sie?« wollte er mit schneidender Stimme wissen. Ich sollte wohl Angst vor ihm haben, oder zumindest sollte ich erkennen, daß er sich nicht vor mir fürchtete.

»Tony Ballard, Privatdetektiv«, sagte ich. »Und wer sind Sie?«

»Bill Ferris, der Nachbar. Ich habe gesehen, wie Sie in dieses Haus eindrangen.«

»Ich mußte schnellstens hinein.«

»Privatdetektiv sind Sie?«

»Sogar mit einer gültigen Lizenz.«

»Das kann jeder behaupten. Darf ich die Lizenz mal sehen?«

Ich zeigte sie ihm. »Alles okay, Mr. Ferris?«

Er kratzte sich am Hinterkopf. »Entschuldigen Sie mein Miß- trauen, Mr. Ballard, aber man kann nicht vorsichtig genug sein.«

»Das sage ich auch immer«, erwiderte ich verständnisvoll.

»Was ist mit Dennis, Mr. Ballard?«

»Haben Sie ihn toben gehört?«

»Ja, ich dachte, er würde sein Haus zerlegen, und er brüllte dabei, als hätte ihn jemand auf die Folter gespannt. Seine Schreie gingen mir durch und durch.«

»Haben sie die Polizei verständigt?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil das Geschrei plötzlich verstummte und wieder Ruhe war.«

»Hätte Ihnen das nicht zu denken geben müssen, Mr. Ferris? Dennis Maskell hätte in seinem Haus von Verbrechern überfallen worden sein können.«

Bill Ferris sah mich erschrocken an. »Liebe Gute, das ist doch nicht etwa passiert?«

»Nein, das nicht.«

»Gott sei Dank. Was war denn los mit Dennis? Warum hat er so furchtbar geschrien?«

Ich sagte es ihm, und er glaubte mir nicht. Natürlich nicht. Es gab mal eine Zeit, da hätte ich so etwas auch nicht geglaubt, aber das ist lange her.

Seither hat mich die Erfahrung gelehrt, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als wir uns träumen lassen. Unser Leben ist von Gegensätzen geprägt.

Licht und Dunkel, Anfang und Ende, Schwarz und Weiß, Leben und Tod, Gut und Böse… Vor allem das Böse sorgt immer wieder dafür, daß wir nicht glücklich und zufrieden leben können, doch es hätte zu lange gedauert, um Bill Ferris all die Zusammenhänge klarzumachen. Er konnte froh sein, daß ihn das Schicksal noch nie mit dem Bösen konfrontiert hatte.

***

Unverändert bot sich im Kanallabyrinth das Grauen dar. Die Totenuhr bewegte lautlos ihre schweren Zeiger. Stunde um Stunde war vergangen, und Mago und seine Schergen warteten immer noch auf das Eintreffen des Dämons mit den vielen Gesichtern.

Nach wie vor lag die Leiche neben der Uhr, ein blonder, hagerer Mann.

Mago wurde allmählich ungeduldig. Er war es nicht gewöhnt, daß man ihn so lange warten ließ. Als er sich hier mit Rufus verabredete, dachte er, sie würden kurz hintereinander eintreffen.

Grimmig kniff der Schwarzmagier die Augen zusammen. Eine tiefe Abneigung gegen Rufus keimte in ihm. Verdammt, wenn er nicht die Hilfe des Dämons gebraucht hätte, wäre er jetzt schon nicht mehr hier gewesen.

Rufus wußte, daß er auf ihn angewiesen war. Vermutlich ließ er sich deshalb so viel Zeit. Mago blieb ja nichts anderes übrig, als zu warten. Einer der Schergen konnte sich kaum noch beherrschen.

Dort lag ein Toter, und er hatte Hunger. Eine tierhafte Gier glänzte in seinen Augen. Während Mago seinen Gedanken nachhing, kroch das ghoulähnliche Wesen langsam auf den Leichnam zu.

Mago überlegte, wie er Rufus diese diskriminierende Behandlung heimzahlen konnte. Vorläufig mußte er noch gute Miene zum bösen Spiel machen. Wenn er aber mit Rufus' Hilfe sein Ziel erreicht hatte,

brauchte er keine Rücksicht mehr zu nehmen.

Vielleicht würde er sich dann offen gegen Rufus stellen und ihm klarmachen, daß man ihn nicht wie einen Lakaien behandeln durfte.

Na warte, Rufus, du bist nicht so groß und mächtig, wie du denkst! drohte Mago im Geist. Der Tag wird kommen, an dem du das einsehen mußt.

Der grauenerregende Scherge hatte den Toten schon fast erreicht.

Gierig leckte er sich die Lippen.

Die anderen vier Schergen brachten nicht den Mut auf, sich ebenfalls der Leiche zu nähern, obwohl ihre Gier ebenso groß war wie die ihres Artgenossen.

Sie warteten erst einmal ab. Wenn der mutige Scherge zubiß und nichts passierte, konnten sie immer noch über den Toten herfallen.

Weit riß das ekelerregende Geschöpf sein Maul auf.

Als es zubeißen wollte, gab es einen donnernden Knall, und geballte Magie traf den Schergen. Sie schleuderte ihn zurück und gegen die Steinwand. Er quiekte und wand sich unter Schmerzen, während neben der Totenuhr Rufus, der Dämon mit den vielen Gesichtern, erschien.

Er präsentierte sich dem Schwarzmagier und seinen Helfern in seiner ursprünglichen Gestalt – als bleiches Skelett, Nur trat er diesmal nicht, wie gewöhnlich, in einer schwarzen, sondern in einer weißen Kutte auf.

Allein sein Erscheinen zwang die widerlichen Schergen, sich wie unter harten Knutenschlagen zu ducken. Sie krochen zurück, während ihr vorwitziger Artgenosse winselnd auf dem Rücken lag.

Als Rufus mit diesem Paukenschlag erschien, zuckte Mago herum. Es blitzte kurz in seinen Augen, denn es gefiel ihm nicht, wie der Dämon seinen Helfer behandelte, aber er kritisierte Rufus nicht.

»Kannst du auf deine widerlichen Bestien nicht besser aufpassen?« herrschte Rufus den Schwarzmagier an. Er verachtete Magos Schergen. Sie waren für ihn der allerletzte Auswurf der Hölle, und da sich Mago ihrer bediente, färbte ein Teil dieser Verachtung auch auf ihn ab. »Deine Schergen hätten den Toten beinahe angefressen!«

Mago konnte kaum Kritik vertragen. Er beherrschte sich nur mühsam und sagte: »Tut mir leid, Rufus.«

»Dir war doch klar, daß der Leichnam unversehrt sein muß.«

»Es ist zum Glück ja nichts passiert«, erwiderte der Jäger der abtrünnigen Hexen zerknirscht.

»Wenn ich nicht rechtzeitig eingetroffen wäre, hätte dieses hirnlose Wesen alles verdorben.«

Mago hob die Schultern. Was sollte er darauf noch antworten.

Rufus hatte recht. Der Schwarzmagier hätte seinen Schergen am liebsten getötet.

Er bestrafte ihn nur deshalb nicht so hart, weil er ihn noch brauchte. Aber hinterher würde er das Geschöpf zur Rechenschaft ziehen, das nahm er sich vor.

»Du kommst reichlich spät«, kritisierte Mago nun seinerseits den Dämon.

»Willst du mir Vorschriften machen?« fauchte ihn Rufus an.

»Das nicht, aber meine Schergen und ich sind seit gestern hier.«

Rufus tat die Sache mit einer wegwerfenden Handbewegung ab.

»Wer will etwas von wem, Mago? Wer hat wen um Unterstützung gebeten?«

»Das war ich.«

»Folglich hast du auch gefälligst zu warten, bis ich für dich Zeit habe«, sagte Rufus.

Die Wut kochte in Mago. Er versuchte, sich nicht anmerken zu lassen, wie sehr er sich über diese Erniedrigung ärgerte. Doch es sollte jetzt zwischen ihm und Rufus zu keiner Kraftprobe kommen.

Noch nicht, denn der Zeitpunkt war denkbar ungünstig.

Aber sehr bald schon würde er Rufus eine Lehre erteilen, die dieser nicht so bald vergaß – vorausgesetzt er überlebte sie. Mit finsterer Miene nickte Mago.

»Nun gut, ich habe gewartet.«

»So gefällst du mir schon besser. Wenn wir zusammen etwas unternehmen sollen, mußt du vor allem wissen, daß du rangmäßig unter mir stehst. Ich erwarte von dir, daß du dich bedingungslos unterordnest. Ich weiß, wie schwer dir das fällt, verlange es aber trotzdem. Bist du dazu nicht bereit, können wir gleich wieder vergessen, was wir geplant haben.«

Mago fühlte sich moralisch schwer geschlagen. Es war eine Meisterleistung an Selbstbeherrschung, daß er all das wegsteckte. Kopfschüttelnd sagte er: »Ich werde nicht vergessen, welchen Rang ich habe, Rufus.«

Der Dämon mit den vielen Gesichtern nahm diese Antwort nickend zur Kenntnis. »Gut, nachdem wir das geklärt haben, können wir uns weiter darüber unterhalten, was zu geschehen hat.«

Mago wußte, wie es Rufus auf dem Schiff der schwarzen Piraten ergangen war. Ihm war bekannt, daß nicht viel gefehlt hatte, und Rufus wäre jetzt nicht mehr vor ihm gestanden, weil ihn Mr. Silver mit dem Höllenschwert vernichtet hätte. Beinahe wünschte er sich, daß es dem Ex-Dämon gelungen wäre.

Doch dann riß er sich zusammen. Nein, er brauchte Rufus noch.

Nur mit der Hilfe dieses Dämonen konnte er sich seinen brennendsten Wunsch erfüllen. Rufus sollte ihm bei einem ganz faulen Trick behilflich sein.

»Du möchtest also Besitzer des Höllenschwertes werden«, sagte

Rufus.

Magos Augen glänzten vor Habgier. »Ich könnte meiner Aufgabe mit diesem Schwert noch gerechter werden«, sagte er, aber das allein war nicht der Grund, weshalb er das Höllenschwert in seinen Besitz bringen wollte. Er dachte vor allem an die Macht, die er damit in die Hände bekommen würde, denn dieses Schwert war eine Waffe, vor der sich auch Rufus in acht nehmen mußte.

Mago und Rufus waren einander begegnet, als der Dämon mit den vielen Gesichtern sich vom Schiff der schwarzen Piraten abgesetzt hatte, und der Schwarzmagier erfuhr von Rufus, daß Mr. Silver sich das Höllenschwert geholt hatte.

»Man müßte es ihm wegnehmen«, hatte Mago sofort gesagt.

»Das ist nicht so einfach«, hatte Rufus erwiderte. »Man müßte Mr. Silver austricksen.« Kaum hatte Rufus das gesagt, da war ihm auch schon eine Idee gekommen, wie das zu bewerkstelligen wäre.

Mago war von dem »Trick« begeistert. Rufus vereinbarte mit ihm einen Treffpunkt, den Mago mit seinen Schergen zu früh erreichte, aber das war nun nebensächlich geworden.

Nun war Rufus eingetroffen, die Totenuhr war hier und auch die Leiche, die bei Rufus' Trick eine große Rolle spielen würde.

»Na schön«, sagte der Dämon mit den vielen Gesichtern. »Tony Ballard und Mr. Silver werden keine Ahnung haben, was vor sich geht. Wir werden uns im Hintergrund halten und warten.«

Rufus blickte auf den Leichnam.

»Das ist Frank Esslin, nicht wahr?« fragte Mago.

»Richtig. Als ich mich zerstörte, traf meine Magie auch ihn.«

»Ist er unwiderruflich tot?«

»Er befindet sich in einem Zwischenstadium. Wenn ich wollte, würde er ganz sterben. Ich kann ihn mit Hilfe der Totenuhr aber auch wieder zum Leben erwecken.«

»Steht er dann auf unserer Seite?«

»Hundertprozentig.«

»Bist du sicher?«

»Absolut. Sobald die Totenuhr ihn geweckt hat, gehört er zu uns, und er wird nichts mehr tun, was uns schadet. Er kann Tony Ballard und seine Freunde täuschen. Sie werden so froh sein, ihn wiederzusehen, daß ihnen gar nicht auffällt, was mit ihm los ist. Ihre Freude wird kein Mißtrauen aufkommen lassen, und so wird es Frank Esslin sehr leicht haben, sich in den Besitz des Höllenschwertes zu bringen.«

»Das Schwert ist sehr stark. Wird es ihn nicht töten, wenn er es anfaßt?«

»Wir müssen dafür sorgen, daß Frank Esslin stärker wird, als er einmal war«, sagte Rufus.

»Schafft das die Uhr?« fragte Mago mit leichtem Zweifel.

»Du kannst dich darauf verlassen. Die Vorbereitungen werden einige Zeit ein Anspruch nehmen, aber wenn sie abgeschlossen sind, haben wir einen großen Schritt auf unser Ziel zugetan.«

»Was muß geschehen?« wollte Mago ungeduldig wissen. Er wollte die Sache tunlichst vorantreiben.

Rufus wies auf die große Uhr. »Das ist ein Energie-Vampir.«

»Wie funktioniert sie?« erkundigte sich Mago neugierig.

»Deine Schergen müssen mir einen Menschen bringen. Dem wird die Totenuhr das Leben aussaugen und mit meiner Unterstützung an Frank Esslin weitergeben. Da *eine* Menschenenergie zu wenig ist, um Esslin für das Höllenschwert stark genug zu machen, müssen wir den Vorgang mehrmals wiederholen. Aber nicht knapp hintereinander, denn das würde Esslin nicht nützen, sondern schaden. Das heißt, wir müssen zwischen den einzelnen Phasen etwa sechs Stunden vergehen lassen.«

Mago rümpfte die Nase. »Langwierig.«

»Aber wirksam«, sagte Rufus. »Was zählt, ist letztlich nur der Erfolg, und den kann ich dir garantieren. Sobald Frank Esslin die Energien der nächsten Opfer in sich hat, wird er wieder leben und zu uns gehören, und die Energien der nächsten Opfer werden ihn immer mehr kräftigen.«

»Wieviel Energie wird er brauchen?«

»Das werden wir sehen.«

Mago wandte sich an seine Schergen. »Bringt das erste Opfer!«

»Halt!« sagte Rufus mit scharfer Stimme.

Mago blickte ihn irritiert an.

»Noch nicht«, sagte Rufus. »Wir wollen nicht, daß ganz London von unserer Anwesenheit Wind bekommt, deshalb werden deine Schergen erst losziehen, wenn es dunkel geworden ist.«

»So viel Zeit soll ungenützt vergehen?« begehrte Mago ungeduldig auf. »Aber warum denn?«

»Weil ich es sage!« knurrte Rufus, und Mago erwiderte nichts mehr. Er dachte daran, daß er gestern bereits für einiges Aufsehen gesorgt hatte, und er war froh, daß Rufus davon nichts wußte, sonst hätte er gleich wieder gemeckert.

Es war nicht angenehm, mit dem Dämon zusammenzuarbeiten.

Rufus war zu selbstherrlich, fühlte sich anderen Mitgliedern des Höllenheers gegenüber weit überlegen.

Vielleicht würde ihm das eines Tages zum Verhängnis werden.

Rufus hatte keine Freunde in der Hölle. Im Gegenteil, mit seiner arroganten Art schuf er sich laufend Feinde.

Selbst Phorkys, der Vater der Ungeheuer, und Atax, die Seele des Teufels, mieden ihn tunlichst. Mago dachte voll innerer Spannung an das Höllenschwert, das ihn über Rufus stellen würde.

Der Dämon beging einen gravierenden Fehler, indem er ihm half, aber das wußte er nicht. Rufus sah nur das eine Ziel vor Augen: Man mußte Mr. Silver das gefährliche Höllenschwert wegnehmen, ehe dieser es immer besser in den Griff bekam.

***

Der Tod dieser zwei Menschen, das war Magos Handschrift. Es war das eingetreten, was ich die ganze Zeit befürchtet hatte. Der Schwarzmagier hatte die mutigen Männer bestraft.

Mr. Silver und ich kehrten zerknirscht nach Hause zurück. Vicky Bonney hatte im Verlag zu tun. Roxane saß mit Oda im Living-room. Auch Lance Selby war geschäftlich unterwegs.

Die beiden Hexen blickten uns gespannt an. Wir erzählten ihnen, was für ein grausames Schicksal George Johnson und Dennis Maskell ereilt hatte. Oda meinte, sie sollten sich zusammensetzen, einen magischen Zirkel bilden und gemeinsam versuchen, auf übersinnlicher Basis den Schwarzmagier auszuforschen.

»Mago ist von einer Aura des Bösen umgeben«, sagte ich. »Wenn es uns gelänge, sie zu orten, wären wir in der Lage, ihn anzugreifen. Da er damit nicht rechnet, wären unsere Chancen, ihn vernichtend zu treffen, sehr groß.«

»Wenn er klug ist, vergißt er nicht darauf, sich magisch vor unseren Suchimpulsen abzuschirmen«, sagte Mister Silver.

»Die Sache ist jedenfalls einen Versuch wert«, bemerkte Roxane und schüttelte ihr schwarzes Haar zurück.

»Finde ich auch«, pflichtete ich ihr bei. »Glaubt ihr, daß ich mich auch irgendwie nützlich machen kann?«

Mr. Silver musterte mich mit einem geringschätzigen Blick. »In unserem Kreis bist du – verzeih, daß ich das so offen ausspreche – nicht nur flüssig, sondern sogar überflüssig, Tony.«

Er hatte zwar recht, aber er hätte mich deshalb nicht auf diese Weise ansehen müssen. Das ärgerte mich. Okay, auf übersinnlicher Basis konnte ich ihnen nicht das Wasser reichen. Schließlich bin ich nur ein Mensch. Aber im Kampf gegen die Abgesandten der Hölle hielt ich bisher bestens mit.

Der Ex-Dämon und die beiden Hexen zogen sich in einen Raum zurück, in dem sie ungestört waren. Sie verdunkelten ihn, setzten sich auf Stühle, faßten sich bei den Händen, und Mr. Silver bat mich, die Tür von außen zuzumachen. Mißmutig tat ich ihm den Gefallen.

Nun würden sie ihre übernatürlichen Kräfte aktivieren, und ich hoffte, daß sie Erfolg mit ihrer telepathischen Suche hatten. Danach würde Mr. Silver zwar wieder eine große Lippe haben, aber das hätte ich gern in Kauf genommen, wenn ich dafür erfahren hätte, wo Mago steckte.

Während meine Freunde ihr Konzentrationsspiel spielten, rief ich Tucker Peckinpah an, um ihn zu fragen, was es Neues gab. Ich hoffte, von ihm einen guten Tip zu bekommen, der mich Oda, Roxane und Mr. Silver gegenüber in eine bessere Position brachte, doch mein Partner enttäuschte mich.

»Tut mir leid, Tony«, sagte er. »Mago scheint sich in Luft aufgelöst zu haben, und der Truck auch.«

»Ich wollte, ich könnt's glauben«, erwiderte ich. »Aber irgend etwas sagt mir, daß der Schwarzmagier sich in keine andere Dimension abgesetzt hat. Wir erleben mit Sicherheit im Augenblick die Ruhe vor dem Sturm, Partner. Es wäre verflixt wichtig, jetzt einen Zug zu machen, der Mago irritiert und den Angriff, den er wahrscheinlich plant, torpediert.«

»Ich würde Ihnen gern helfen, Tony…«, sagte der Industrielle bedauernd.

Ich berichtete ihm, was meine drei Freunde nebenan machten.

»Hoffentlich bringt das was«, sagte Tucker Peckinpah.

»Hoffe ich auch«, gab ich zurück und legte auf.

Zwei Stunden ließen sich Oda, Roxane und Mr. Silver nicht blicken. Hundertzwanzig Minuten rannte ich wie ein gereizter Tiger im Wohnzimmer hin und her. Der Teppichboden bekam allmählich eine Laufstraße.

Als sich die Tür, die ich geschlossen hatte, endlich öffnete, blieb ich abrupt stehen und drehte mich hastig um. Ich brauchte keine Fragen zu stellen.

Ein Blick in Mr. Silvers enttäuschtes Gesicht genügte, um das letzte Fünkchen Hoffnung in mir auszulöschen. »Nichts«, stellte ich trocken fest. »Da spuckst du zuerst große Töne, und dann kommst du mit hängenden Schultern wie ein geprügelter Hund heraus. So viel hätte ich auch erreicht.«

»Mago ist gerissen und vorsichtig«, verteidigte sich der Ex-Dämon. »Vielleicht waren die Bedingungen für unseren Versuch auch nicht günstig. So ein Erfolg hängt von sehr vielen Faktoren ab. Oda und Roxana werden es später noch mal mit mir versuchen.«

Später, das war kurz vor Einbruch der Dämmerung, zogen sich meine Freunde erneut zurück. Sie versuchten den heraufziehenden Abend als Vehikel zu benützen.

Der Abend, die Nacht, das waren Verbündete des Bösen. In der Dunkelheit vermochten sich die Kräfte der schwarzen Macht besser auszubreiten. Die Finsternis stärkte sie und gab ihnen Gelegenheit, sich voll zu entfalten.

Ich stand am Fenster, lutschte ein Lakritzbonbon und sah den Tag langsam sterben. Nahtlos ging er in den Abend über. Ich war sicher, daß meine Freunde alle Anstrengungen unternahmen, um Magos

derzeitigen Aufenthaltsort auszuforschen.

Sollte ihr Vorhaben gelingen, würden Mr. Silver und ich unverzüglich losziehen und den Schwarzmagier in seinem derzeitigen Versteck aufstöbern. Er würde darüber so überrascht sein, daß er kaum eine Abwehrmaßnahme treffen konnte. Das wünschte ich mir jedenfalls.

Ich schlich auf Zehenspitzen auf die Tür zu, hinter der meine Freunde abermals einen Konzentrationsring gebildet hatten, und ich wünschte ihnen, daß sie mit diesem zweiten Versuch Erfolg hatten.

***

Mago spürte, daß es draußen zu dämmern begann. Mit einem fragenden Blick holte er Rufus' Erlaubnis ein, die Schergen, die inzwischen schon sehr ungeduldig geworden waren, loszuschicken.

Als der Dämon nickte, setzte der Schwarzmagier seine Helfer in Marsch. Sie schlichen durch die Stollen der Kanalisation, wußten, was sie zu tun hatten.

Sie würden einen gesunden, kräftigen Menschen herbringen, der seine Energie an die Totenuhr verlieren würde. Der Tod des Opfers würde neues Leben für Frank Esslin bedeuten.

Es war ein guter Schachzug von Rufus, Esslin auf die Seite des Bösen zu holen, denn dieses falsche Spiel würden Tony Ballard und seine Freunde nicht so schnell durchschauen – und bis sie dahinterkamen, konnten sie den Gang der Dinge nicht mehr beeinflussen.

Die grauenerregenden, ghoulähnlichen Geschöpfe glitten mit plumpen Bewegungen durch die Dunkelheit des Kanalsystems. Sie brauchten sich nicht zu orientieren.

Wenn sie einen Weg einmal gegangen waren, fanden sie ihn immer wieder. Einer nach dem andern überkletterte die Staumauer.

Jener, der Rufus' Magie zu spüren gekriegt hätte, litt noch unter peinigenden Schmerzen. Er würde wohl nie mehr etwas Verbotenes tun.

Als sie das Ende des breiten Kanalstollens erreichten, blieben sie kurz stehen. Träge wälzten sich die Fluten der Themse an ihnen vorbei. Langsam schob sich das Wasser dem Meer entgegen.

Die Schergen liefen die Uferböschung hinauf, überquerten die menschenleere Uferstraße und verschwanden in einer schmalen, düsteren Gasse. Vor einem Haus blieben sie stehen.

Hinter weißen Gardinen brannte Licht. »Hier?« fragte eines der Geschöpfe.

»Kommt darauf an, wer in diesem Haus wohnt«, sagte ein anderes Wesen.

Sie näherten sich dem erhellten Fenster. Das fünffache Grauen schlich auf das Haus zu. Am Fenster richteten sich Magos Schergen

vorsichtig auf. Durch die engen Maschen des milchweißen Vorhangs war zunächst niemand zu sehen.

Der Raum, in den die furchterregenden Wesen starrten, war leer.

Dann öffnete sich aber eine Tür, und eine Frau mittleren Alters trat ein. Sie war dick und klein, trug ein altes Kleid, dessen Reißverschluß kaputt war. Eine Sicherheitsnadel hatte seine Funktion übernommen.

Die Frau stellte eine Schale mit Walnüssen auf den runden Wohnzimmertisch und setzte sich. Nachdem sie das Fernsehgerät mittels Fernbedienung eingeschaltet hatte, nahm sie einen Nußknacker aus Aluminium in die Hand und begann mit der Arbeit, während sie ab und zu einen Blick auf den Bildschirm warf, über den ein Serienkrimi flimmerte.

»Die kommt nicht in Frage«, entschied einer der Schergen.

»Sie scheint allein in dem Haus zu wohnen«, sagte der, der neben ihm stand.

Lautlos zogen sich die Höllenwesen zurück. Sie setzten ihre Suche nach einem brauchbaren Opfer fort, doch in den meisten Häusern wohnen alte, gebrechliche Leute, die sich für die Totenuhr nicht eigneten.

Am Ende der düsteren Gasse angelangt, entdeckten die unheimlichen Geschöpfe hundert Meter entfernt eine hell erleuchtete Tankstelle. Nicht das viele Neonlicht zog Magos Schergen an, sondern die Gewißheit, daß sie dort finden würden, wonach sie suchten.

Sie trennten sich. Um nicht aufzufallen, suchte jeder seinen eigenen Weg zur Tankstelle zu finden. In der Waschbox stand ein schwarzer Bentley. Soeben verließ ein vollgetanktes Fahrzeug das Tankstellenareal.

Und das Unheil nahte auf leisen Sohlen.

***

Nick Billington, ein großer, kräftiger Mann, Tankwart von Beruf, ließ das Trinkgeld, das ihm der Autofahrer gegeben hatte, in die Tasche seines Overalls klimpern.

Dann öffnete er die Glastür und betrat das Tankstellengebäude, in dem seine Frau Melissa eine Bestandsaufnahme der angebotenen Artikel machte. Sorgfältig trug sie in einen Vordruck ein, was in letzter Zeit verkauft worden war, was man nachbestellen mußte.

Nick Billington hängte die lederne Geldtasche an einen Haken.

Seine Frau wandte sich inmitten des buntgemischten Warenangebots zu ihm um. Seit vier Jahren waren sie Pächter dieser Tankstelle.

Damals hatten sie geglaubt, viel Geld verdienen zu können, doch das hatte sich sehr bald als Irrtum herausgestellt. Sie hatten keinen guten Platz, und von den wenigen Stammkunden konnte man kaum leben.

Seufzend fuhr sich Melissa Billington durch das kupferrote Haar.

»Willst du wissen, wie's aussieht, Nick?«
»Ich nehme an, nicht besonders.«
»Du sagst es.«
»Ich wüßte, wie sich ein paar Pfund mehr verdienen lassen würden, aber davon willst du ja nichts wissen.«
Melissa Billington zog ärgerlich die Augenbrauen zusammen.
»Ich bitte dich, fang nicht schon wieder damit an.«
»Du tust fast so, als hätte ich vor, ein Verbrechen zu verüben.«
»Es ist ein Verbrechen – gegen die Moral«, behauptete Melissa Billington.
»Bobby Moss, Hank Fogarty, Ernie Miller – sie alle haben diese Sex-Kassetten und -Zeitschriften im Angebot, wie du weißt, und sie verdienen damit nicht schlecht.«
»Was andere tun, interessiert mich nicht, Nick. Unsere Tankstelle bleibt sauber. Lieber laufe ich mit Löchern in den Schuhsohlen herum, als unseren Kunden diesen Schmutz anzubieten.«
»Mein Gott, was ist denn schon dabei? Es ist nicht verboten, dieses Zeug zu verkaufen, Melissa.«
Die Frau schüttelte energisch den Kopf. »Ich kann es mit meinem Gewissen nicht vereinbaren. Ich würde mich in Grund und Boden schämen, wenn ich einem unserer Stammkunden so etwas verkaufen müßte.«
»Damit hättest du doch gar nichts zu tun«, sagte Nick Billington.
»Hier kämen zwei Selbstbedienungsständer herein, und damit hätte sich's.«
»Und dann die anzüglichen Blicke der Leute und ihre zotigen Bemerkungen: ›Haben Sie das auch schon mal mit Ihrem Mann probiert, Mrs. Billington‹ – ›Spielen Sie sich daheim auch mal eine Kassette vor, um sich in Stimmung zu bringen? Da wäre ich gern mal dabei.‹ Nein, Nick. Das haben wir nicht nötig. Komm mir bitte nicht wieder damit, daß die Gewinnspanne beim Treibstoff lächerlich gering ist. Das weiß ich. Dennoch weigere ich mich, unseren Kunden dieses schmutzige Zeug anzubieten.«
»Weißt du, was mein Vater immer sagte? Geld stinkt nicht.«
»Ich finde, er hat nicht recht. Es gibt sehr wohl Geld, das stinkt. Man braucht aber die richtige Nase, um es riechen zu können.«
Nick Billington winkte ab. »Na schön, dann wird eben nichts aus dem Renner, der unseren Umsatz heben würde.« Er trat auf sie zu und küßte sie.
»Nick«, sagte sie ungehalten. »Doch nicht hier. Wir stehen doch hier im Schaufenster.«
»Ach was.«
»Was sollen sich denn die Leute denken?«
»Daß wir verliebt sind. Gibt es etwas Schöneres?«

»Alles zu seiner Zeit und am rechten Ort«, sagte Melissa.

Nick Billington grinste. »Mein Gott, in was für einen Morast wäre ich schon versunken, wenn ich dich Tugendwächterin nicht an meiner Seite hätte, die auf mich aufpaßt. Okay, keine Sex-Angebote in unserer Autothek. Ich möchte schließlich nicht, daß du mit deinem Gewissen in Konflikt kommst.«

»Das ist sehr rücksichtsvoll von dir.«

»Was tut ein Mann nicht alles für die Frau, die er liebt.« Er wollte sie noch einmal küssen, doch sie legte ihre Hände auf seine Brust und drückte ihn von sich.

»Sei bitte vernünftig, Nick.«

»Du weißt, daß mir das sehr schwerfällt.«

»Ein bißchen mehr Selbstdisziplin, wenn ich bitten darf, Mr. Billington«, sagte Melissa mit gespieltem Ernst.

»Man lebt viel angenehmer, wenn man seinen Gefühlen und Neigungen nachgibt.«

Sie lächelte. »Zu Hause werde ich dich vom Gegenteil überzeugen. Du wirst sehen, daß es sich lohnt, auch mal zu warten.«

»Oho, was hast du dir denn vorgenommen?« fragte Nick Billington grinsend.

»Grins' nicht so unverschämt«, rügte ihn Melissa verlegen. »Sonst komme ich mir gleich furchtbar verdorben vor.«

»Baby, vergiß nicht, wir sind verheiratet. Da gehört das dazu, oder bist du in der Beziehung auch anderer Meinung?«

Melissa wurde rot. »Nick, also wirklich, manchmal bist du geradezu unmöglich. Wolltest du nicht noch Mr. Dobbsters Bentley waschen?«

»Ach ja, richtig. Den hätte ich beinahe vergessen.« Er zwinkerte schelmisch. »Ich freu' mich schon auf zu Hause.«

»Hinaus mit dir«, sagte Melissa, und er verließ die Autothek, um sich in die Waschbox zu begeben.

Er füllte einen Eimer mit Wasser, tat Autoshampoo hinein und fing an, die Räder, Stoßstangen und andere stark verschmutzte Teile vorzureinigen. Er arbeitete gewissenhaft, obwohl Dobbster, der Besitzer des Wagens, nicht gerade seine Wellenlänge hatte.

Vielleicht ging Nick Billington auch gerade deswegen mit so großer Akribie ans Werk, damit Dobbster keinen Grund hatte, zu meckern. Nachdem die schmutzigen Stellen kräftig eingeseift waren, ließ Nick Billington einmal die Bürsten über den Bentley laufen.

Dann steckte er einen Handbesen auf den Wasserschlauch und arbeitete dort nach, wo die Bürsten nicht den gewünschten Erfolg erzielt hatten. Hinterher lederte er das Fahrzeug ab, und in der weiteren Folge begab er sich zur Werkbank, um die bereitgestellte Wachsflasche zu holen.

Da vernahm er plötzlich ein Geräusch, das ihn veranlaßte, sich

umzudrehen. Was er sah, ließ ihm die Haare zu Berge stehen!

***

Häßliche, schleimiggrün glänzende Wesen hatten die Waschbox betreten. Nick Billington glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können. Spielten ihm seine Sinne einen üblen Streich?

Waren das Geschöpfe von einem anderen Planeten? Großer Gott, in was für einen Alptraum war er denn da auf einmal geraten?

Billington dachte im Moment dieser großen Bedrohung nicht an sich, sondern zuerst an seine Frau.

Ihr durfte nichts passieren. Wenn Melissa ein Leid zugefügt worden wäre, hätte ihren Mann das um den Verstand gebracht. Um einen Verstand, an dem er im Augenblick schon zweifelte.

Die Haltung dieser unheimlichen Wesen ließ den Tankwart nicht daran zweifeln, daß sie nichts Friedliches im Sinn hatten. Nick Billington versuchte, nicht auszuflippen.

So etwas darf's nicht geben! dachte er nervös. Dennoch standen diese ghoulähnlichen Geschöpfe vor ihm und starrten ihn feindselig an. Er hatte das Gefühl, sein Herz würde hoch oben im Hals schlagen.

Seine Gedanken gingen wie ein Mühlrad durch seinen Kopf. Er fragte sich, was er tun sollte, wenn diese häßlichen Ungeheuer ihn angriffen. Hatte es einen Zweck, um Hilfe zu schreien?

Brachte er damit nicht auch Melissa in Gefahr? Wenn er schrie, kam sie aus der Autothek, und dann befand sie sich in derselben Gefahr wie er. Nein, dazu durfte es nicht kommen.

Unwillkürlich fiel dem Tankstellenpächter der PSI-Professor Hale ein. Vielleicht hätte er gewußt, was in dieser Situation zu tun war.

Bernard Hale wohnte nicht weit von hier, und wenn er geahnt hätte, was sich hier abspielte, wäre er sofort herbeigeeilt, doch woher sollte der Parapsychologe das wissen?

Sehr schnell kristallisierte sich für Nick Billington heraus, daß er sich aus dieser im wahrsten Sinn des Wortes *verteufelten* Klemme selbst heraushelfen mußte.

Aber wie? Womit sollte er sich gegen diese grünglänzenden Ungeheuer verteidigen? Er blickte sich suchend um. Werkzeug lag auf der Werkbank. Unter anderem ein armlanger eiserner Gabelschlüssel.

Blitzartig griff Billington danach. Die gehörnten Monster bleckten ihre gelben Rattenzähne. Ihr Grinsen ließ ihn erschauern. Sie schienen es lächerlich zu finden, daß er die Absicht hatte, sich zu verteidigen.

Der erste Scherge hakte seine Höllenpeitsche vom Gürtel. Die andern folgten seinem Beispiel. Billington schluckte trocken, während die Unheimlichen die Peitschen aufrollten.

Das Leder klatschte hinter ihnen auf den Boden. Nick Billington kam sich in der Waschbox gefangen vor. Er rechnete sich größere Chancen

aus, wenn er es schaffte, von hier rauszukommen.
Die grünen Scheusale rückten näher. Da kam Billington in den Sinn, daß er einmal einen Horror-Roman gelesen hatte, in dem Ghouls vorgekommen waren. Diesen Ghouls, die so ähnlich wie jene Scheusale ausgesehen hatten, war man mit Feuer zu Leibe gerückt, und es war den Menschen gelungen, die Schwarzblütler auf diese Weise zu vernichten.
Mit Feuer! Dieser Gedanke spukte in Billingtons Kopf herum. Da war doch… sein flackernder Blick huschte noch einmal über die Werkbank und blieb an der Lötlampe hängen.
Sie war vielleicht die Rettung! Der Tankstellenpächter ergriff sie sofort, drehte an dem schwarzen Knopf, der sich hinter der Düse befand, und das Gas entwich zischend aus der Kartusche.
Nervös suchte Billington nach seinem Feuerzeug. Als er es gefunden hatte, zündete er das Gas an und drehte den schwarzen Knopf noch mehr nach rechts. Fauchend stand die Flamme vor der Düse, und Billington merkte, daß die grauenerregenden Ungeheuer darauf mit einem unwilligen Knurren reagierten.
Hatten sie Angst vor dem Feuer? In der Linken die Lötlampe, in der Rechten den schweren Gabelschlüssel, so ging Nick Billington auf die fünf Schergen zu.
Er mußte seinen ganzen Mut zusammennehmen und sich bei jedem weiteren Schritt aufs Neue überwinden. Schweißperlen glänzten auf seiner Stirn. Schweißtropfen rannen ihm auch über den Rücken.
Würde er es schaffen, die Box zu verlassen? Er versuchte, alle fünf Schergen im Auge zu behalten, damit er reagieren konnte, wenn sie etwas gegen ihn unternahmen.
Sie wichen zwei Schritte zurück, dann blieben sie stehen. Ein unüberwindliche Wand waren sie. Konzentrierte Höllenkraft. Nick Billington hätte sich zugetraut, mit einem dieser scheußlichen Wesen fertigzuwerden. Aber wie sollte er gegen diese Übermacht siegen?
Die Spannung wuchs und verdichtete sich. Im großen und ganzen hatte Nick Billington in seinem bisherigen Leben immer Glück gehabt. Sollte es damit nun vorbei sein? Hatte ihn das Glück heute endgültig verlassen?
Er hob den Gabelschlüssel, um nötigenfalls sofort zuschlagen zu können. Die Ungeheuer verströmten einen fauligen Geruch, von dem Billington beinahe übel wurde.
Er mußte sich stark zusammenreißen, um nicht schlappzumachen. Du darfst ihnen deine Angst nicht zeigen, sagte ihm eine innere Stimme. Sie müssen denken, daß du sie nicht fürchtest.
Vielleicht gelingt es dir, sie damit zu irritieren.
Hartnäckig überwand er sich zum nächsten Schritt. Und dann stieß er mit der Lötlampe blitzartig nach vorn. Die fauchende Flamme hätte

das Monster beinahe erwischt.

Der Unhold nahm jedoch in Gedankenschnelle den Kopf zur Seite, und so zischte die Flamme an seiner abstoßenden Fratze vorbei.

Im selben Moment gingen die Schergen zum Gegenangriff über.

Es wäre für sie leicht gewesen, Nick Billington zu töten. Ein Treffer mit der Peitsche hätte genügt, doch sie hatten den Auftrag, einen lebenden Menschen zur Totenuhr zu bringen, deshalb würden sie ihre Höllenpeitschen nur einsetzen, um Billington zu entwaffnen.

Sie stürzten sich auf den Tankstellen-Pächter. Ekelige Schleimhände packten ihn. Er versuchte sie angewidert abzuschütteln. Es klappte nicht. Da hieb er mit dem Gabelschlüssel auf ihre gehörnten Schädel ein und versuchte sie mit der Flamme der Lötlampe zu treffen.

Einen von ihnen erwischte er. Das scheußliche Monster stöhnte auf und zuckte zurück, während die anderen Schergen den Mann zu Boden rissen. Er fiel hart auf den Rücken, ließ den Gabelschlüssel und die Lötlampe nicht los, sondern zog die Flamme über einen grünen Schergenarm.

Die glänzende Haut schmolz, und es roch nach verbranntem Fleisch. Das ghoulähnliche Wesen zuckte zurück, und es grenzte an ein Wunder, daß Nick Billington es schaffte, wieder auf die Beine zu kommen.

Er wich nach hinten aus. Da pfiff die erste Höllenpeitsche heran.

Blitzschnell sauste das schwarze Leder durch die Luft. Das Peitschenende ringelte sich um den Gabelschlüssel, und ein gewaltiger Ruck riß ihn dem Tankwart aus der Hand.

Billington federte noch weiter zurück. Jetzt stand ihm nur noch die Lötlampe zur Verfügung. Er nahm sie in die rechte Hand und hoffte, daß genug Gas in der Kartusche war.

Vorhin hatte sich gezeigt, daß man diesen ghoulähnlichen Geschöpfen mit Feuer beikommen konnte. Billington würde sie zwar nicht töten, aber immerhin verletzen können.

Diese Erkenntnis gab ihm Auftrieb. Er zog sich nicht mehr weiter zurück, sondern spannte die Muskeln, um einen Überraschungsangriff zu starten.

Ihr kriegt mich nicht, ihr verdammten Bestien, dachte Billington trotzig. Ich weiß, auf welche Weise ich euch zusetzen kann.

Er wuchtete sich vorwärts. Die Schergen schlugen mit ihren Peitschen nach der Lötlampe, doch Billington brachte seine ungewöhnliche, aber wirksame Waffe, rasch in Sicherheit.

Die Peitschen schnitten über seinen Arm hinweg und trafen den schwarzen Bentley. Verblüfft erkannte Nick Billington, wieviel Kraft in diesen Höllenpeitschen steckte.

Dämonische Magie mußte sich in ihnen befinden. Sie prallte gegen die Wagentür und zerstörte sie. Schrauben und Scharniere brachen.

Die Tür landete krachend auf dem Boden.
Schon pfiff wieder eine Höllenpeitsche. Entsetzt sprang Billington zur Seite. Das schwarze Leder traf den Hinterreifen des Fahrzeugs. Die Zierkappe sprang ab. Sämtliche Muttern fielen von den Bolzen, ein Teil der Achse brach, und der Bentley ging förmlich in die Knie.
Nick Billington fragte sich, was für eine Wirkung diese Peitschen auf ihn haben würden, wenn sie schon so verheerend auf diese tote Materie wirkten.
Panik befiel ihn. Er dachte, es wäre Zufall, daß keine der Peitschen ihn bisher getroffen hatte. Wie vom Katapult geschleudert warf er sich den Ungeheuern entgegen.
Er setzte alles auf eine Karte und wagte zuviel. Ein Peitschenhieb traf endlich die Lötlampe und zerlegte sie in ihre Einzelteile. Die Flamme erlosch, während die Trümmer klappernd durch die Waschbox purzelten.
Und dann trieben die Schwarzblütler ihr Opfer in die Enge…

***

Kevin Webb grinste. »Vorfreude ist die schönste Freude«, sagte er zu seinem Freund Oliver Treath. Webb war ein kräftiger, durchtrainierter junger Mann, blond, sonnengebräunt, ein Adonis, der beim weiblichen Geschlecht sehr gut ankam.
Er hatte den Bogen raus, wie man Mädchen anmachte. Wenn er eine mal aufs Korn nahm, dann klappte die Sache auch in neun von zehn Fällen. Tägliches Bodybuilding-Training verhalf ihm zu einem makellosen Körper, und es gab eine Reihe von Frauen, bei denen er nur mal die Muskeln spielen lassen mußte, wenn er wollte, daß sie schwach wurden.
Oliver Treath war eher schüchtern, ein wenig introvertiert, und es fiel ihm wesentlich schwerer, Kontakte zu knüpfen, obwohl er – dunkelhaarig und 190 groß – auch nicht übel aussah.
Ihm fehlte die Wortgewandtheit, die bei Kevin Webb noch dazukam und diesem bei den Mädchen Tür und Tor öffnete.
Die beiden Freunde waren zu einem Rendezvous unterwegs, das – wie könnte es anders ein – Kevin Webb initiiert hatte. Er hatte vor zwei Tagen ein reizendes Mädchen namens Kathryn Streep kennengelernt.
Die Kleine hatte wenig im Kopf und viel in der Bluse, und so war sie Webb gerade recht. Von Emanzen, die ihn mit ihrem Intelligenzquotienten zu übertrumpfen versuchten, ließ er die Finger. Mit denen kam er meistens nicht klar.
Das war jedesmal die eine von den zehn, bei der es nicht klappte.
Webb nahm den Fuß etwas vom Gas und blinkte links, bevor er in die Querstraße einbog.

Er hatte Kathryn heute angerufen und sie gebeten, für seinen Freund eine Freundin mitzubringen. Nun streifte er Oliver Treath mit einem amüsierten Blick.

»Hör zu, ich erwarte heute abend von dir, daß du einen glänzenden Alleinunterhalter abgibst«, sagte er. »Du mußt vor Witz und Charme nur so sprühen.«

»Du weißt, daß ich das nicht kann«, sagte Oliver und zog die Brauen zusammen.

»Dann spring heute eben mal über deinen Schatten.«

»Das hüpfst du mir erst mal vor.«

»Du weißt doch, wie ich es mache. Kopier mich einfach.«

»Ich käme mir lächerlich vor, wenn ich all die Plattheiten zum Munde herauslassen würde, wie du es tust.«

Kevin Webb lachte. »Was ist? Bist du scharf drauf, mit einer geschliffenen Rede den Pullitzerpreis zu gewinnen, oder möchtest du dich einfach nur mit einer netten, schnuckeligen Puppe vergnügen?«

»Wer weiß, ob die Kleine, die Kathryn mitbringt, überhaupt nett und schnuckelig ist.«

»Wenn nicht, trinkst du vier, fünf Whiskys, und du wirst sehen, das Girl wird von Glas zu Glas schöner. Junge, du darfst mich nicht blamieren. Ich habe für dich gewaltig die Werbetrommel gerührt. Nun liegt es an dir, die hochgeschraubten Erwartungen zu erfüllen.«

Oliver Treath schüttelte den Kopf. »Also, Kevin, ich muß schon sagen, du bist manchmal furchtbar.«

»Wieso denn? Was ist denn so schlimm daran, daß ich dafür sorge, daß dein Hormonhaushalt in Ordnung kommt?«

»Ach, du bist wohl der Ansicht, dein Freund wäre so etwas wie ein sexuelles Notstandsgebiet, dem man eine Entwicklungshilfe angedeihen lassen muß.«

»Ist es etwa nicht so?«

»Ich gebe zu, ich bin auf diesem Sektor nicht so aktiv wie du, aber wenn ich's mal nötig hatte, wußte ich mir immer noch selbst zu helfen. Wie heißt die Mieze eigentlich, die Kathryn anzuschleppen gedenkt?«

»Morna.«

»Morna – und wie noch?«

»Keine Ahnung. Ist das denn so wichtig? Du brauchst sie wegen dieses einen Abends ja nicht gleich zu heiraten.«

Oliver Treath schüttelte den Kopf. »Meine Gute, warum habe ich mich bloß von dir breitschlagen lassen, mitzukommen? Ich wollte ja gar nicht.«

Kevin Webb lachte. »Weißt du nicht, daß ich immer erreiche, was ich mir in den Kopf setze? Ich bin sicher, du wirst dich heute abend noch köstlich amüsieren, Junge. Und ich mich auch.« Er schnalzte mit der

Zunge und rollte die Augen.

»Ah«, sagte Oliver plötzlich und hob die Augenbrauen. »Jetzt geht mir ein Licht auf. Endlich steige ich dahinter.«

»Wohinter?« fragte Kevin.

»Kathryn traut dir nicht. Sie wollte nicht ohne Begleitung zum Rendezvous kommen, sagte, sie würde Morna als Anstandsdame mitbringen. Daraufhin hast du sofort geschaltet und mich bekniet, mit euch den Abend zu verbringen. Du rechnest damit, daß ich die Anstandsdame ablenke, damit du tun kannst, was du möchtest, aber nicht mit mir, mein Lieber. Morna und ich werden dir wie einem Taschendieb auf die Finger sehen.«

»Sag mal, was bist denn du für ein Freund?« brummte Kevin.

»Ein guter. Der beste, den du hast. Ich werde dafür sorgen, daß du nicht versumpfst.«

»Untersteh dich«, sagte Kevin Webb und ließ seinen Blick über die Armaturen gleiten. »Die Karre braucht schon wieder Benzin. Verdammt, der Tank muß ein Leck haben.«

»Dort vorn ist eine Tankstelle«, sagte Oliver.

»Schon erspäht. Kannst du mir ein bißchen Geld pumpen?«

»Wieviel?«

»Bezahl, was das Tanken kostet. Du kriegst es nächste Woche wieder.«

»Wer's glaubt, wird selig.«

»Hör mal, bin ich dir schon mal was schuldig geblieben?«

»Einmal?« Oliver winkte grinsend ab. »Aber lassen wir das. Ich hatte es im Gefühl, daß du mich heute anpumpen würdest.«

Kevin grinste. »Dann bist du jetzt wenigstens nicht enttäuscht.«

Er steuerte die Tankstelle an. Sein Wagen rollte über einen schwarzen Luftschlauch. Das Klingelzeichen, das damit ausgelöst wurde, sollte Nick Billington darauf aufmerksam machen, daß ein Fahrzeug eingetroffen war.

Kevin Webb stoppte sein Auto neben der Zapfsäule für Kormalbenzin. Plötzlich stieß Oliver Treath neben ihm bestürzt die Luft aus. »Kevin, sieh mal! Um Himmels willen!«

Kevin Webb riß die Augen auf, als er sah, was sich in der Waschbox ereignete.

***

Fünf Horror-Gestalten mit grün glänzender Haut, Hörnern auf dem kahlen Schädel und Peitschen in den Händen, hatten soeben den Tankwart in die Enge getrieben.

Webb war zwar ein Schlitzohr, das für gewöhnlich sehr intensiv auf den eigenen Vorteil bedacht war, doch wenn ein Mensch in Not war, dann half er, ohne über die Folgen nachzudenken. Das geschah bei

ihm wie ein Reflex.

Seine Hand zuckte sofort zum Türöffner. Oliver Treath dachte anders über diese gefährliche Situation. »Fahr weiter!« stieß er aufgeregt hervor.

»Bist du verrückt?« herrschte ihn Kevin Webb an. »Der Mann braucht Hilfe! Wir müssen ihm beistehen!«

»Ich denke, es wäre besser, abzuhauen und die Polizei zu alarmieren.«

»Bis dahin ist der Mann doch erledigt. Steig aus, Oliver. Nun mach schon. Wir müssen helfen!«

Die Tür schwang auf der Fahrerseite auf. Kevin Webb sprang aus seinem Wagen. Er stürmte los, ohne sich darum zu kümmern, ob ihm Oliver folgte. Obwohl ihn der Anblick jener ghoulähnlichen Wesen zutiefst schockte, reagierte er ohne Schrecksekunde.

Er war bestrebt, zuerst zu handeln und dann erst zu denken.

Anders wäre es auch ihm unmöglich gewesen, dem Tankwart beizustehen.

Nervös, ängstlich und zögernd verließ auch Oliver Treath das Auto, damit Kevin später nicht sagen konnte, er wäre, ein Feigling.

Er reagierte so, wie jeder andere Mensch in dieser Situation auch reagiert hätte, während Kevin Webb zweifellos eine Ausnahme darstellte.

Die grauenerregenden Bestien packten Nick Billington, der einen verzweifelten Schrei ausstieß. Dieser Schrei trieb Kevin Webb zu noch größerer Eile an.

Er stürmte in die Box hinein und packte einen Schergen. Kraftvoll riß er das Höllenwesen zurück und schmetterte ihm die Faust mitten ins Gesicht. Der Schwarzblütler fiel gegen den Bentley.

Magos Schergen verloren augenblicklich das Interesse an Billington. Webb war größer, kräftiger und muskulöser als dieser, deshalb disponierten sie blitzschnell um und beschlossen, ihn zur Totenuhr zu bringen.

Dem Tankstellenpächter gelang es endlich, aus der Waschbox zu fliehen. Die Schwarzblütler griffen sofort Kevin Webb an. Nick Billington trommelte wie von Sinnen gegen das Glas der Autothek und rief den Namen seiner Frau, die von all dem Horror nichts mitbekommen hatte.

Als sie sah, wie konfus ihr Mann war, erschrak sie und wurde bleich. Sie trat beunruhigt durch die Glastür, während in der Waschbox ein fürchterlicher Kampf tobte, in den sich nun doch auch Oliver Treath eingeschaltet hatte.

»Nick, was…«

»Ein Überfall von Höllenwesen!« keuchte der Tankstellenpächter aufgewühlt. Er wollte, daß sich Melissa in Sicherheit brachte, deshalb

sagte er: »Lauf weg! Lauf zu Professor Hale! Bitte ihn, sofort zu kommen! Bleib du aber der Tankstelle fern!«

Was ihr Mann sagte, klang verrückt, aber sie brauchte nur in seine Augen zu sehen, um zu erkennen, daß es wahr war.

»Und was tust du, Nick?«

»Vielleicht können wir die Bestien bis zu Hales Eintreffen aufhalten«, antwortete Billington und rannte zur Waschbox zurück. Die drei Männer gegen fünf Schwarzblütler. Das war zwar immer noch ein verdammt schlechtes Kräfteverhältnis, aber vielleicht geschah noch ein Wunder.

Melissa Billington hätte ihren Mann gern davon abgehalten, die Waschbox noch einmal zu betreten, doch er verschwand schon darin, und so blieb ihr nichts anderes übrig, als schnellstens Hilfe zu holen.

Professor Hale war der richtige Mann für so etwas. Nie hätte sich Melissa träumen lassen, daß sie und ihr Mann einmal mit solchem Horror konfrontiert werden würden.

Sie lief, als ginge es um ihr Leben, und überspitzt war das auch der Fall, denn ihr Mann war ihr Leben. Laut hämmerten die Hacken ihrer Schuhe auf den Asphalt.

Ein eiskalter Schauer rann ihr über die Wirbelsäule, als ihr einfiel, Professor Hale könnte nicht zu Hause sein. Was dann? Wer sollte Nick dann beistehen?

Melissa Billington schaute weder nach rechts noch nach links, als sie die Straße überquerte. Zum Glück kam kein Auto.

Dort vorn, an der Ecke, stand Bernard Hales Haus.

Zweihundert Meter noch. Eine endlose Entfernung für Melissa.

Sie keuchte schwer, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie konnte sich ein Leben ohne Nick nicht mehr vorstellen, wollte ihn auf keinen Fall verlieren.

Endlich lagen die restlichen zweihundert Meter hinter ihr. Melissa trommelte mit ihren Fäusten gegen die Tür. »Professor! Professor Hale!« schrie sie. »Machen Sie auf! Ich bitte Sie, öffnen Sie!«

***

Bernard Hale, der PSI-Professor, ein großer, kräftiger Mensch, unterrichtete seine Schüler nicht nur in diversen Grenzwissenschaften, sondern er hatte auch sein Privatleben völlig auf die Parapsychologie ausgerichtet.

Es gab für ihn kein interessanteres, faszinierenderes und zugleich gefährlicheres Wissensgebiet.

Er hatte eine Methode entwickelt, die es ihm ermöglichte, mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu berechnen, an welchem Ort sich schwarzmagische Konzentrationen aufbauen konnten.

Er benötigte dazu viele Multiplikatoren, die er zumeist in der

Vergangenheit fand. Wenn ein Ort schon einmal vom Bösen heimgesucht worden war, konnte man mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Hölle irgendwann einmal wieder darauf zurückgriff.

Hale betrachtete und beobachtete in diesem Hinblick verschiedene Gestirnkonstellationen und baute die gewonnenen Fakten in seine komplizierten Berechnungen ein. Das Resultat zeitigte hin und wieder geradezu verblüffende Ergebnisse.

Vor nicht ganz einem Jahr war es Bernard Hale auf diese Weise gelungen, zu errechnen, daß auf einem Schloß bei Sevenoaks eine magische Flut losbrechen würde.

Er begab sich unverzüglich mit seinem chinesischen Schüler Chao Kai dorthin, um das Böse in die Schranken zu weisen, erreichte sein Ziel aber zu spät. Die Toten waren bereits aus den Gräbern gestiegen.

Die beiden wurden damals in einen gefährlichen Strudel gerissen. Erst dem Dämonenjäger Tony Ballard gelang es, dem Treiben, für das Rufus verantwortlich gewesen war, ein Ende zu bereiten. [5]

Seither stand Professor Hale mit Tony Ballard in lockerem Kontakt. Sie sahen einander ab und zu oder telefonierten, und den PSI-Professor juckte es ein bißchen in den Fingern, mit Tony Ballard wieder einmal ein Abenteuer zu bestreiten.

Er ahnte nicht, wie nahe er an diesem Abend bereits dran war, daß sich sein Wunsch erfüllte.

Chao Kai, der den Professor sehr verehrte, hielt sich sehr oft in dessen Haus auf. Der junge Chinese war ungemein wißbegierig, und der Professor vermochte den Wissensdurst seines Lieblingsschülers ausreichend zu stillen.

Wenn Chao Kai nicht mit dem Professor zusammen war, nützte er seine Freizeit, um viel Sport zu betreiben, vor allem Karate. Der mittelgroße Chinese mit dem jettschwarzen Haar beugte sich nun über die Landkarte, die Bernhard Hale auf dem großen Wohnzimmertisch ausgebreitet hatte.

Am Rand des Tisches lagen einige aufgeschlagene Bücher, in denen uralte magische Sprüche festgehalten waren. Hale nahm gerade wieder eine von seinen komplizierten Berechnungen vor.

Gespannt hielt er ein magisches Pendel über die Karte und trug in einer Tabelle ein, wie oft es in welche Richtung ausschlug. Chao Kai nagte nervös an seiner Unterlippe.

»Denken Sie, daß es Ihnen gelingt, ein weiteres Geheimnis der Hölle zu lüften, Professor?« fragte der Chinese, der seit acht Jahren in London lebte.

Hale richtete sich auf. Sein Gesicht verzerrte sich. Er faßte sich stöhnend ans Kreuz. »Heute plagt mich wieder mein Rheuma. Ich schlage Ihnen einen Tausch vor, Chao Kai: Ihre Wirbelsäule gegen

meine.«

»Wenn es möglich wäre, würde ich tatsächlich mit Ihnen tauschen, Professor.«

Der Parapsychologe lächelte. »Sie wären ein ausgemachter Dummkopf, wenn Sie das tun würden. Aber um auf Ihre vorherige Frage zu kommen: Sie wissen, wie schwierig und zeitraubend diese Berechnungen sind. Wir führen sie nicht zum erstenmal gemeinsam durch, und dennoch sind Sie jedesmal schrecklich ungeduldig. Es muß an Ihrer Jugend liegen, mein Lieber. Denken Sie stets an den Spruch: Gut Ding will Weile haben. Wer sich beeilt, macht Fehler, und gerade die können wir uns nicht leisten. Nur wenn wir mit der größtmöglichen Konzentration und Präzision ans Werk gehen, haben wir Aussicht auf Erfolg.«

»Verzeihen Sie mir meine Ungeduld, Professor. Ich werde versuchen, sie besser zu zügeln.«

»Das würde unserer Arbeit sehr nützen. Doch lassen Sie uns jetzt eine kleine Pause einlegen. Wie wär's mit einem wunderschönen, 12 Jahre alten Scotch aus Aberdeen?«

Chao Kai lächelte. »Ich nehme Ihre Einladung gerne an, Professor.«

»Na fein, dann bringen Sie doch mal die Flasche und zwei Gläser.«

Der junge Chinese kam dieser Aufforderung umgehend nach.

Hale verlangte von ihm, er solle die Gläser füllen. Er tat dies mit der Geschicklichkeit eines Barkeepers.

»Worauf wollen wir trinken?« fragte der Professor und nahm ein Glas in die Hand.

»Auf eine erfolgreiche Berechnung – und darauf, daß wir nicht wieder zu spät dran sind«, sagte Chao Kai lächelnd.

»Gute Idee«, meinte Bernhard Hale. »Ja, darauf möchte ich trinken.«

Sie leerten ihre Gläser auf einen Zug, und als sie sich dann wieder der Landkarte zuwenden wollten, trommelten Fäuste gegen die Haustür, und eine Frau rief: »Professor! Professor Hale! Machen Sie auf! Ich bitte Sie, öffnen Sie!«

Bernhard Hale glaubte, die Stimme zu erkennen. Wenn ihn nicht alles täuschte, gehörte sie Melissa Billington, der Frau des Tankstellenpächters, bei dem er Stammkunde war.

Die Frau schien Hilfe zu brauchen. Der PSI-Professor zischte:

»Man wird doch nicht etwa die Tankstelle überfallen haben.« Er dachte dabei an verbrecherische Elemente, nicht an Schwarzblütler.

***

Magos Schergen wüteten schrecklich in der Waschbox. Der Bentley war als Auto kaum mehr wiederzuerkennen. Fliesen waren von den Wänden gesplittert, und überall, wo die Höllenkraft der Peitschen gegenprallte, wurde Materie zerstört.

Es wäre den Monstern nicht schwergefallen, Billington, Treath und Webb zu töten. Ein Peitschenschlag hätte genügt. Doch die Schergen waren darauf programmiert, diesmal das Leben ihrer Opfer zu verschonen.

Sie hatten sich vor wenigen Augenblicken entschlossen, nicht nur Kevin Webb, sondern auch die beiden anderen Männer mitzunehmen. Webb wurde von zwei Schergen gepackt.

Grüne Krallenhände umschlossen seine Oberarme und hielten ihn fest. Er versuchte sich aus dem schraubstockharten Griff herauszuwinden. Es gelang ihm nicht.

Er drehte sich zur Seite und traktierte einen der beiden Schergen mit kräftigen Fußtritten, ohne damit jedoch die erhoffte Wirkung zu erzielen. Als er sich fallen zu lassen versuchte, rissen sie ihn sofort wieder hoch und schleppten ihn mit sich.

Er bäumte sich in ihrem brutalen Griff wild auf. Da wurde es einem der beiden Ungeheuer zu bunt. Ein Faustschlag warf Kevin Webb in eine tiefe Bewußtlosigkeit.

Der Mann sackte in sich zusammen und wurde von den Schergen fortgeschleift. Oliver Treath wollte das verhindern. Seine Kopfhaut hatte sich schmerzhaft zusammengezogen.

Ihm schoß durch den Kopf, daß es ja doch vernünftiger gewesen wäre, sofort weiterzufahren und die Polizei zu verständigen.

Fraglich war nur, ob die Polizei etwas gegen diese gefährlichen Scheusale ausgerichtet hätte.

Als er sah, wie sein Freund fortgeschleift wurde, wuchs er über sich selbst hinaus. Er wollte das nicht zulassen. Mit langen Sätzen jagte er hinter den schleimigen Wesen her.

Er stürzte sich von hinten auf sie und stieß sie mit den Fäusten auseinander. Da ließ einer der Schergen von Kevin Webb kurz ab und wandte sich um. Treath sah den grauenerregenden Blick der Bestie, und ihm wurde angst und bange.

Aufgewühlt wich er zurück. Der Scherge griff ihn an. Treath stieß einen heiseren Schrei aus, als die Faust des Unholds in seiner Magengrube landete. Ein dumpfer Schmerz explodierte in seinem Inneren.

Er klappte in der Mitte zusammen. Die Wucht des Treffers stieß ihn zurück. Er flog gegen eine Zapfsäule und brach ohnmächtig zusammen…

Nur Nick Billington war noch bei Bewußtsein. Er hatte seinen Gabelschlüssel wiedergefunden und setzte ihn gegen die verdammte Übermacht ein. Er schlug auf Arme, Beine und Schädel.

Soeben landete das harte Eisen wieder zwischen den Hörnern eines Schergen. Es gab einen klatschenden Laut, und dann pfiff eine Peitsche heran, die den Tankstellenpächter zum zweitenmal

entwaffnete.

Er dachte an Melissa und hoffte, daß Bernard Hale sich bereits auf dem Weg hierher befand. Drei Schergen auf einmal wollten ihn ergreifen und überwältigen.

Er kreiselte herum und stürmte aus der Box. Die Höllenwesen folgten ihm. Er sah Oliver Treath, der reglos vor der Zapfsäule lag und am Hinterkopf blutete.

War der Mann tot? Es hatte den Anschein. Billingtons Herz krampfte sich zusammen. Er verlor jegliche Courage. In seinem erhitzten Kopf hatte jetzt nur noch ein Gedanke Platz: Flucht.

Er hatte getan, was ihm sein Gewissen befohlen hatte. Nun war es höchste Zeit, daß er seine Haut rettete. Während Kevin Webb weiter fortgeschleift wurde, rannte Nick Billington an Oliver Treath vorbei.

Einer der Schwarzblütler hechtete nach seinen Beinen, umklammerte sie mit den Armen und brachte ihn damit zu Fall. Er schaffte es nicht, den Schwung mit den Händen abzufangen, schlug mit dem Gesicht auf. Sterne tanzten vor seinen Augen, dann schien jemand ein schwarzes Tuch über ihn zu legen.

Er sah, hörte, fühlte und wußte nichts mehr.

***

Professor Hale öffnete eilig die Haustür. Draußen stand tatsächlich Melissa Billington, bleich und verstört. Ihre Augen schwammen in Tränen. »Etwas Schreckliches ist passiert«, preßte sie heiser hervor.

»Ein Überfall von Räubern?«

Die Frau schüttelte heftig den Kopf. »Von Höllenwesen. Ich bitte Sie, kommen Sie schnell… Mein Mann und zwei Kunden befinden sich in großer Gefahr …«

»Selbstverständlich«, erwiderte Bernard Hale. Er drehte den Kopf und rief ins Haus: »Chao Kai!«

»Ja, Professor?«

»Es gibt Arbeit.«

Der junge Chinese eilte herbei. Hale trat aus seinem Haus und warf die Tür zu. Er hielt sich nicht mit vielen Fragen auf. Es war im Moment uninteressant, um was für Wesen es sich handelte, wie sie aussahen, woher sie gekommen waren.

Das konnte man alles nachher – wenn es möglich war – klären.

Jetzt war es erst einmal wichtig, in das schreckliche Geschehen einzugreifen. Hale riet der Frau des Tankstellenpächters, sich Zeit zu lassen und sich nicht bis ganz an die Tankstelle heranzuwagen.

Dann sprintete er los, Chao Kai hielt sein Tempo mit. Hale dachte an seine langwierigen Berechnungen, mit denen er schwarzmagische Aktivitäten vorauszubestimmen beabsichtigte, und während er sich abmühte, dahinterzukommen, wo die Hölle möglicherweise als

nächstes zuschlug, tat sie es ganz in seiner Nähe, ohne daß er davon eine Ahnung hatte. Man durfte diese Art von Berechnung eben nicht mit Hellseherei verwechseln…

Bernard Hale und Chao Kai erreichten die Tankstelle. Der PSI-Professor riß sein Hemd auf. Er trug eine Gnostische Gemme um den Hals. Diese Dinge haben oft die unterschiedlichsten Wirkungen auf schwarze Wesen.

Hale hatte leider die Erfahrung machen müssen, daß seine Gemme nicht besonders stark war, aber zur Verteidigung reichte sie, und sie würde ihm auch helfen, Nick Billington und den beiden anderen Männern beizustehen.

Hale und sein Lieblingsschüler tauchten in die Neonflut der Tankstelle ein. Ihr unsteter Blick suchte Billington. Chao Kai entdeckte ihn. Der Tankwart lag auf dem öligen Asphalt, mit dem Gesicht nach unten.

Der Chinese eilte auf ihn zu, sank neben ihm auf die Knie und drehte ihn vorsichtig auf den Rücken. Billington hatte sich die Nase aufgeschlagen. Sein Gesicht war blutverschmiert. Er sah furchtbar aus.

Chao Kai griff nach Billingtons Halsschlagader. Hale fragte:

»Lebt er noch?«

»Zum Glück ja«, antwortete der Chinese.

Bernard Hale nahm die Gnostische Gemme ab. Sicher ist sicher, dachte er, während er mit ruhelosem Blick nach den Höllenwesen Ausschau hielt, die die Tankstelle überfallen hatten.

Sie konnten sich versteckt haben. Wo lagen sie auf der Lauer?

Während sich Chao Kai um den Tankstellenpächter kümmerte, schritt der PSI-Professor vorsichtig weiter.

Er sah Beine. Und gleich darauf einen weiteren Ohnmächtigen.

Von dem zweiten Kunden aber keine Spur. Hale nahm an, daß sein Schüler und er die Höllenwesen verscheucht hatten.

Allem Anschein nach hatten sie den einen Mann mitgenommen.

Wahrscheinlich hätten sie alle drei Männer entführt, wenn sie nicht gestört worden wären. Hale suchte das gesamte Tankstellenareal ab. Ohne Erfolg.

Er kehrte zu Oliver Treath zurück, hängte sich die Gnostische Gemme wieder um den Hals und bemühte sich um den Ohnmächtigen. Nachdem ihn Hale mehrmals auf die Wange geschlagen hatte, öffnete Treath benommen die Augen. Er sah den PSI-Professor mit stumpfem Blick an.

Es dauerte einige Sekunden, bis Treaths Augen ihren gewohnten Glanz wiederhatten. Melissa Billington erreichte jetzt erst die Tankstelle. Als sie ihren Mann auf dem Boden liegen sah, lief sie schluchzend zu ihm.

»Nick! Nick! O Nick!«

»Er ist nur ohnmächtig«, beruhigte Chao Kai die verstörte Frau.

Er hatte mit seinem Taschentuch einen Großteil des Blutes weggewischt, und nun sah Billingtons Gesicht nicht mehr so erschreckend aus.

Melissa blickte sich um. »Wo sind die Höllenwesen?«

»Verschwunden«, antwortete Chao Kai. »Der Professor hat sie überall gesucht, aber nicht gefunden.«

»Könnten Sie meinen Mann ins Büro tragen?«

Nick Billingtons Reflexe erwachten, seine Muskeln zuckten.

»Er wird gleich selbst gehen können«, sagte der junge Chinese.

Als sich Billingtons Lider hoben, sah er zuerst seine Frau, die ihn weinend in ihre Arme nahm und fest an sich drückte. Sie war unsagbar froh, daß er das Bewußtsein wiedererlangt hatte.

Er tastete nach seiner geschwollenen Nase. Chao Kai bot ihm an, ihm beim Aufstehen behiflich zu sein, doch Billington lehnte dankend ab. »Es geht schon wieder«, seufzte er.

Als er dann auf den Beinen stand, schwankte er leicht, und seine Frau stützte ihn sofort fürsorglich.

»Wo sind sie?« fragte Billington mit belegter Stimme.

Chao Kai wußte, wen er meinte. »Nicht mehr hier«, sagte er.

»Und die beiden Kunden?«

»Einen scheinen sie mitgenommen zu haben.«

»Lieber Himmel, ich möchte nicht an seiner Stelle sein«, stöhnte der Tankstellenpächter.

»Komm«, drängte ihn Melissa. »Komm ins Büro.«

Während sie ihn wegführte, begab sich Chao Kai zu Professor Hale, den Oliver Treath soeben fragte: »Wer sind Sie?«

»Mein Name ist Bernard Hale, ich bin Parapsychologe. Dies ist mein Schüler Chao Kai. Wie heißen Sie?«

»Oliver Treath, und der Name meines Freundes ist Kevin Webb. Wo ist Kevin?«

»Die Höllenwesen haben ihn entführt.«

»O mein Gott.«

»Sie haben sich am Hinterkopf verletzt, Mr. Treath. Die Frau des Tankwarts wird Ihre Wunde versorgen.«

Noch benommen erhob sich Oliver Treath, aber er brauchte keine Stütze, um in das Tankstellenbüro zu gelangen. Professor Hale und Chao Kai überließen ihn Melissa Billingtons Obhut.

Sie verließen die Tankstelle und versuchten eine Spur der Höllenwesen und ihres Opfers zu finden, doch die Mühe hätten sie sich sparen können. Sie kehrten unverrichteter Dinge in das Tankstellenbüro zurück.

Sie hatten gesehen, wie furchtbar die Schwarzblütler in der Waschbox gewütet hatten. Die gesamte Waschanlage war unbrauchbar

geworden. Alle drei Bürsten lagen zwischen den Trümmern des Bentley.

Hale forderte Nick Billington auf, ihm zu berichten, wie alles angefangen hatte. »Sie tauchten auf, als wären sie aus dem Boden gewachsen«, sagte der Tankstellenpächter und erzählte haarklein, welchen Horror er erlebt hatte.

Bernard Hale blickte seinen Schüler an. »Wissen Sie, an wen ich jetzt denke?«

»Ich nehme an, Tony Ballard.«

»Sehr richtig«, sagte der PSI-Professor und nickte. »Er muß schnellstens her.« Sein Blick richtete sich auf Melissa. »Darf ich kurz Ihr Telefon benützen?«

»Selbstverständlich, Professor.«

»Hoffentlich erreiche ich ihn«, murmelte Hale, und dann wählte er die Nummer Paddington 2332.

***

Meine Freunde spannten mich ganz schön auf die Folter. Mir kam vor, als wollten sie aus dem Raum, in den sie sich zurückgezogen hatten, überhaupt nicht mehr herauskommen.

Ich goß mir einen Pernod ein, und als ich das Glas an meine Lippen führte, läutete das Telefon. Ich stellte den Drink weg und begab mich zum Apparat, damit rechnend, daß der Anrufer Tucker Peckinpah war, der mir endlich die Information übermittelte, auf die ich so ungeduldig wartete.

Doch weit gefehlt. An der Strippe war nicht Peckinpah, sondern Bernard Hale. Es freute mich, daß er sich wieder einmal bei mir meldete. Ich dachte, er wolle nur ein bißchen plaudern und wissen, wie es mir ging.

»Hallo, Bernard«, sagte ich leutselig. »Was machen die Berechnungen? Sind Sie wieder mal auf etwas Großes gestoßen?«

»Sie haben es erraten, Tony. Aber diesmal kam ich nicht durch die Berechnungen drauf.«

»Sondern?«

Er erzählte mir, was sich in seiner unmittelbaren Nachbarschaft ereignet hatte. Ich erfuhr alle Details des Überfalls, und als der PSI-Professor zum erstenmal die gefährlichen Höllenpeitschen erwähnte, löste das in meinem Kopf Alarm aus.

Mir war bekannt, wer mit solchen Peitschen ausgerüstet war: Magos Schergen! Eigentlich hätte Bernard Hale die Monster nicht mehr zu beschreiben brauchen. Ich hätte es ebensogut tun können.

Die Höllenschergen waren aufgetaucht und hatten Nick Billingtons Tankstelle überfallen. Es war ihnen gelungen, einen Mann zu entführen. Wo sie erschienen, da war auch Mago nicht weit.

Mein Herz machte einen Freudensprung. Ich hatte Mago zwar nicht direkt wiedergefunden, aber ich konnte das Gebiet stark eingrenzen, wo ich ihn suchen mußte, und das war ja auch schon was.

Ich fragte mich, warum Magos Schergen das Leben der drei Männer verschont hatten. Das war für gewöhnlich nicht ihr Stil. Töten, das war normalerweise ihre Aufgabe.

Warum hatten sie einen Menschen entführt? Was hatten sie mit ihm vor? Eine Vielzahl von Gedanken wirbelte durch meinen Kopf, während ich mit halbem Ohr zuhörte, was Bernard Hale sagte.

Soeben meinte er: »Da ich glaube, daß wir zusammen mehr für den Entführten tun können, als ich mit meinem Schüler allein, dachte ich, ich informiere Sie, Tony.«

»Das war völlig richtig, Professor. Ich klemme mir sogleich Mr. Silver unter den Arm und komme zu Ihnen. Tun Sie inzwischen nichts, was Sie in Gefahr bringen könnte.«

»Wir warten hier auf Sie.«

»Bis gleich«, sagte ich und legte den Hörer in die Gabel.

Oda, Roxane und Mr. Silver brauchten ihre übersinnlichen Fähigkeiten nicht länger zu strapazieren. Es erfüllte mich – ich geb's zu – ein bißchen mit Schadenfreude, daß ich es war, der ihnen sagen konnte, wo Mago sich ungefähr aufhielt.

Ich öffnete die Tür. Vom Flur fiel Licht in den finsteren Raum, aus dem mir Kälte entgegenschlug. Die beiden Hexen und der Ex-Dämon hatten sich in Trance versetzt, aus der ich sie nun brutal herausriß.

Sie saßen auf dem Boden und hielten sich bei den Händen. Jetzt ließen sie los, und Mr. Silver starrte mich wütend an. »Verdammt, Tony, wir waren nahe dran…«

»Spielt euer stummes Spiel ein andermal weiter. Jetzt ist keine Zeit mehr dafür«, fiel ich dem Hünen mit den Silberhaaren ins Wort.

»Mir scheint, du begreifst nicht, was du soeben kaputtgemacht hast. Der stundenlange Konzentrationseinsatz…«

»… ist beim Teufel«, vervollständigte ich den Satz.

»Sag wenigstens, daß es dir leid tut«, knurrte der Ex-Dämon.

»Warum sollte ich?« erwiderte ich und blickte ihn belustigt an.

»Wenn ihr es bis jetzt nicht geschafft habt, Mago auszuforschen, gelingt es euch auch weiterhin nicht.«

»Wer sagt denn das? Wir waren schon ziemlich nahe.«

»Ich bin ihm näher«, behauptete ich und schaltete das Licht ein.

»Aufstehen, Herrschaften. Die Zeit der Trägheit ist vorbei. Jetzt wird wieder gearbeitet.«

Ich berichtete meinen Freunden von Bernard Hales Anruf. Mr. Silver sprang auf. »Verdammt, Tony, warum sagst du das nicht gleich?«

»Wollte ich ja, aber du mußtest ja unbedingt dazwischenmeckern.«

Auch Roxane und Oda erhoben sich. »Sollen wir mitkommen?«

fragte Roxane.
Ich schüttelte den Kopf. »Ihr bleibt besser hier.«
Der Ex-Dämon nickte beipflichtend. »Tony hat ausnahmsweise mal recht. Besser, ihr kommt nicht in Magos Nähe.«
»Los, Silver, wir machen uns auf die Socken«, sagte ich tatendurstig. Es wäre mein schönster Tag gewesen, wenn ich Mago für das die Rechnung hätte präsentierten können, was er George Johnson und Dennis Maskell angetan hatte. Außerdem wäre es mir eine Freude gewesen, Oda und Roxane von einer unterschwelligen Angst zu befreien, denn Mago hing wie ein Damoklesschwert über ihnen.
Als wir im Begriff waren, das Haus zu verlassen, schlug das Telefon noch einmal an. Ich stoppte. Mr. Silver sagte: »Hoffentlich ist es nicht noch einmal Hale, der sagt: ›Ätsch, angeführt.‹«
Ich griff nach dem Hörer. »Ballard.«
»Endlich hat's geklappt, Tony«, sagte Tucker Peckinpah hörbar erleichtert. »Die Polizei hat den Truck gefunden, mit dem sich Mago absetzte.«
»Wo?« fragte ich wie aus der Pistole geschossen.
Mein Partner sagte es mir, und diese Information paßte genau in das Bild, das mir vor wenigen Minuten Bernard Hale übermittelte.
Der gestohlene Lkw, der inzwischen abgeholt worden war, hatte nicht weit von Nick Billingtons Tankstelle am Themseufer gestanden.
Ein weiterer Beweis für mich, daß wir Mago in dieser Gegend finden würden. Der Industrielle erfuhr von mir im Telegrammstil, was ich wußte. Ich versprach ihm, mich wieder zu melden, wenn ich mehr Zeit hatte, dann warf ich den Hörer auf den Apparat und eilte mit Mr. Silver aus dem Haus.
Der Ex-Dämon öffnete die Garagentür. Ich setzte mich hinter das Steuer meines weißen Peugeot 504 TI, legte den Sicherheitsgurt an, startete den Motor, schaltete die Fahrzeugbeleuchtung ein und fuhr los, sobald Mr. Silver neben mir saß.
Wir verließen Paddington. Ich bog in die Oxford Street ein. Wir ließen Mayfair und Soho rechts liegen und setzten auf der Blackfriars Bridge über die Themse.
Nachdem wir Southwark hinter uns gelassen hatten, fuhr ich die Tooley Street zügig entlang. Mr. Silver saß neben mir, als hätte er die Stimme verloren.
Kein Wort kam über seine Lippen. Nur seine Wangenmuskeln zuckten ständig, und ein silbriges Flimmern auf seiner Haut verriet mir, daß er hochgradig nervös war.
Für ihn war Magos Auftauchen jedesmal eine persönliche Herausforderung, galt es doch, Roxane vor dem Jäger der abtrünnigen Hexen zu schützen. Er brannte ebenso wie ich darauf, dem Schwarzmagier den Garaus zu machen.

»Ich hoffe, du bist diesmal vorsichtiger«, sagte ich zu meinem Freund und Kampfgefährten.

Er schaute mich fragend an. »Tu mir den Gefallen und drück dich etwas präziser aus.«

»Als wir es letztes Mal mit Magos Schergen zu tun hatten, verlorst du deine übernatürlichen Fähigkeiten.«

Der Hüne starrte grimmig durch die Frontscheibe. »Diesmal behalte ich sie, verlaß dich drauf.«

»Das wäre zu wünschen.«

Ich sah auf die Armaturenbrettuhr. Wir waren fünfzehn Minuten unterwegs. Eine gute Zeit, denn dort vorn tauchte schon Nick Billingtons Tankstelle auf. Sie war überdacht und strahlte wie eine Neoninsel.

Ich hielt meinen Wagen vor der Autothek an, durch deren Glas ich Bernard Hale und Chao Kai erblickte. Mr. Silver und ich hakten gleichzeitig den Gurt los. Der Ex-Dämon stieg aus. Ich schaltete die Fahrzeugbeleuchtung aus und stellte den Motor ab, dann verließ ich ebenfalls den Peugeot.

Hale kam uns entgegen, um uns zu begrüßen. Wir sahen uns Oliver Treath und Nick Billington an, denen es den Umständen entsprechend gut ging. Wir sprachen mit ihnen kurz, erfuhren aber nichts, was wir nicht schon von Bernard Hale wußten.

Der PSI-Professor zeigte uns das Chaos, das Magos Schergen angerichtet hatten. Ich nickte. »In ihren Höllenpeitschen steckt eine ungeheure Kraft, die für Menschen absolut tödlich ist.«

Ich erzählte dem Parapsychologen und seinem Schüler, was für ein grauenvolles Ende jugendliche Rocker genommen hatten, die an Mago und seine Schergen gerieten.[6]

Die ghoulähnlichen Geschöpfe hatten die Rocker mit ihren Peitschen in Skelette verwandelt, die zu Werkzeugen der schwarzen Macht wurden. Als Hale das hörte, bemerkte er: »Dann hatten wohl Nick Billington und Oliver Treath großes Glück, daß ihnen Schicksal erspart blieb.«

»Der Ansicht bin ich auch«, sagte ich und sprach von dem Truck, den Mago gestohlen hatte und der hier in der Nähe, am Ufer der Themse, gefunden wurde.

»Wir sollten uns da mal umsehen«, meinte Hale.

Mir wäre wohler gewesen, wenn er nicht mitgekommen wäre.

Nicht, daß ich etwas gegen ihn gehabt hätte, aber ich wollte nicht, daß er oder sein chinesischer Schüler zu Schaden kamen.

Er schien meine Gedanken zu erraten, denn er sagte: »Sie brauchen sich nicht um Chao Kai und mich zu kümmern, Tony. Wir sind in der Lage, selbst auf uns aufzupassen.«

Okay, beide kannten eine Menge weißmagischer Sprüche und

Zauberformeln, und Hale besaß außerdem noch eine Gnostische Gemme, aber würden sie sich damit gegen Magos Schergen und den Schwarzmagier selbst behaupten können?

Wie auch immer, ich konnte sie jetzt nicht ausbooten. Damit hätte ich Bernard Hale zutiefst beleidigt, und das wollte ich nicht, deshalb holte ich tief Luft und sagte: »Gehen wird!«

Durch eine düstere Gasse führte unser Weg zur Themse. Wir erreichten die menschenleere Uferstraße. Wo der gestohlene Truck gestanden hatte, wußte ich ungefähr.

Ich blickte mich suchend um und sage leise: »Hier muß Mago irgendwo stecken.«

***

Die Bar war schummrig beleuchtet und die Luft so dick, daß man sie in Würfel schneiden konnte und zur Tür hinausschieben konnte.

Schmuddelige Gäste saßen an den zerkratzten Tischen und tranken billigen Fusel.

Wer hierher kam, der hatte nicht viel Geld in die Tasche. Von dieser Behauptung konnte man nur Howard Martin und Joe Cagey ausklammern. Die beiden hatten immer Geld.

Kein Wunder. Sie waren Heroin-Dealer, ohne selbst von dem Zeug abhängig zu sein, was nicht selbstverständlich war. Es gibt eine Menge Dealer, die selbst drücken, und sie dealen nur, um sich auf diese Weise das Geld für den eigenen Schuß zu verdienen.

Martin und Cagey waren ein Tandem, das seit langem zusammenarbeitete. Man behauptete, sie hätten kein Herz im Leibe, und das stimmte auch. Ihr oberster Grundsatz war, niemals Stoff abzugeben, wenn der Kunde nicht bezahlen konnte.

In diesem Punkt waren sie hart und unerbittlich, denn die Junkies versprachen einem das Blaue vom Himmel, wenn sie auf Turkey waren, was in der Fachsprache soviel bedeutete wie, daß sie unter Entzugserscheinungen litten.

Kein Geld – kein Stoff, das war ihre Maxime, von der sie niemals abgingen, wenn ein Süchtiger sie auch noch so sehr bekniete.

An diesem Abend war mal eine Ausnahme: Abe Moss, der Junkie, hatte Geld, bekam aber dennnoch keinen Stoff.

Der hohlwangige Bursche mit den tiefliegenden Augen starrte die beiden Dealer flehend an. »Das könnt ihr mit mir doch nicht machen, Kumpels«, sagte er zitternd. Er wischte sich mit dem Handrücken immer wieder über die Nasenspitze und schniefte.

»Seht ihr nicht, wie's mir geht? Ich brauche ganz dringend einen Schuß, Freunde. Ich klappere schon mit den Zähnen. Bald werde ich die Schmerzen nicht mehr aushalten.«

»Bist'n armes Schwein, Abe«, sagte Howard Martin ungerührt.

»Aber wir können dir nicht helfen.«
»Das glaube ich nicht.«
»Es ist aber so«, sagte Joe Cagey. »Wir haben die letzten Briefchen heute morgen verkauft.«
»Ich bin sicher, ihr habt noch ‘ne eiserne Reserve. Für Typen, auf die ihr steht.«
»Haben wir nicht«, brummte Cagey mit leichtem Unmut.
»Du lügst«, keuchte Abe Moss verzweifelt.
Cagey starrte ihm zornig in die Augen. »Ich warne dich, Abe, geh uns nicht auf den Geist, und sag nie wieder, daß ich lüge, sonst kriegst du von uns nie mehr H – selbst wenn du unser einziger Kunde wärst und wir in dem Zeug ersticken würden.«
»Entschuldige, Joe«, lenkte Moss ein. »Ich wollte dich nicht beleidigen. Aber du siehst, wie’s mir geht. Seit ich drücke, war ich noch nie so sehr auf Turkey. Es ist nicht auszuhalten.«
»Unser Geschäftspartner hatte Schwierigkeiten mit der Lieferung«, sagte Howard Martin. »Dadurch kam diese Verknappung zustande. Verstehst du das?«
»Verstehen schon, aber wie soll ich mit dieser verdammten Situation fertig werden?« fragte der Junkie bibbernd.
»Versuch’s mal bei Kirkie Minelli«, schlug ihm Cagey vor.
Abe Moss schüttelte den Kopf. »Aussichtslos. Der verkauft nur an Stammkunden.«
»Vielleicht drückt er ausnahmsweise mal ein Auge zu.«
»Den Weg kann ich mir sparen.«
Cagey zuckte die Schultern. »Tja, dann weiß ich auch nicht, was du tun könntest. Hast du keinen Freund, der dir ein bißchen was abgibt, damit du wenigstens einigermaßen über die Runden kommst?«
»In der H-Szene gibt es keine Freunde, das müßtest du eigentlich wissen. Da gibt es nur Hyänen, und jede ist nur auf den eigenen Vorteil bedacht. Wer mal so richtig auf der Nadel sitzt, hakt alles andere ab. Er denkt nur noch an sich und daran, wie er sich den nächsten Schuß sichern kann.«
Der dicke Keeper legte seine Pranke auf Martins Arm. Der Dealer wandte sich um und schaute ihn an. »Was gibt’s?«
»Telefon für einen von euch beiden.«
Cagey grinste. »Junge, du bist ein Glückspilz«, sagte er zu Abe Moss. »Wenn das unser Geschäftspartner ist, hat dein Leiden bald ein Ende.«
Howard Martin rutschte vom Hocker und begab sich zur Telefonzelle. Er betrat sie und griff nach dem Hörer, der an einem Aluminiumhaken hing. Der Anrufer war Phil Noris.
»Wie sieht’s aus?« fragte Martin. »Einer unserer Kunden geht schon bald drauf. Gibt’s endlich Nachschub?«
»Der Stoff befindet sich bereits im Depot«, sagte der Großhändler.

»War aber auch höchste Zeit.«

»Du kennst doch die Schwierigkeiten.«

»Ja, aber mach das mal einen flippenden Junkie klar.«

»Beim nächstenmal wird es keine Verzögerung mehr geben«, versprach Phil Noris.

»Das hoffe ich, denn wenn wir uns die Kundschaft vergraulen, sucht sie sich ‘ne andere Quelle. Wir sind schließlich nicht die einzigen in der Stadt, die Heroin verhökern.«

Howard Martin kehrte zu Joe Cagey und Abe Moss zurück. Er legte dem mageren Junkie die Hand auf die knöcherne Schulter.

»Hältst du noch ‘ne halbe Stunde durch, Abe?«

»Muß ich wohl.«

»Ja, es bleibt dir wirklich nichts anders übrig«, sagte Martin und gab seinem Komplizen mit einem Kopfnicken zu verstehen, daß er mit ihm die Bar verlassen solle.

Es gehörte zu den eisernen Regeln ihres Großhändlers, niemals persönlich mit ihnen Kontakt aufzunehmen. Er hatte Depots für sie eingerichtet, die er abwechselnd benützte.

Sobald Martin und Cagey den Stoff übernommen hatten, überwiesen sie das Geld dafür unter einem Decknamen auf sein Konto.

Die Abwicklung der Geschäfte funktionierte ausgezeichnet und würde deshalb beibehalten werden.

Vor der Bar stand Howard Martins kaffeebrauner Dodge. Martin liebte große amerikanische Fahrzeuge. Sie waren bequem und verkehrssicher, und man konnte damit Eindruck schinden.

Die beiden Dealer fuhren nicht weit, nur bis zur Themse. Dort stiegen sie die Uferböschung hinunter und erreichten die breite, rechteckige Öffnung des Kanals.

Martin rümpfte die Nase. »Meine Güte, ist das ein Duft.«

»Kennst du einen Kanal, aus dem es nach Chanel Nr. 5 riecht?«

fragte Joe Cagey grinsend.

»Ich muß mal mit Noris reden, damit er dieses Depot aufläßt. Ich hab was gegen Kanäle. Schließlich bin ich keine Ratte.«

Cagey holte eine Taschenlampe aus seinem Jackett. Sie betraten den anfangs noch sehr breiten Stollen, der sich in der Folge dann aber mehr und mehr verjüngte.

Sie waren nicht zum erstenmal hier. Phil Noris hatte in letzter Zeit geradezu eine Vorliebe für diesen Kanal entwickelt, und Howard Martin war entschlossen, ihm das abzustellen.

Es gab genug andere Verstecke in London, die ebenso gut waren wie dieses. Im Hafengebiet zum Beispiel gab es Hunderte von Möglichkeiten, das Rauschgift so zu deponieren, daß es kein Unbefugter fand.

Verdrossen trottete Martin hinter seinem Komplizen her. »Nach so

‘nem Ausflug stinkt mein Anzug immer wie die Pest«, maulte er.

»Du verdienst genug, um dir ein Duftspray leisten zu können«, erwiderte Cagey.

»Ich bitte dich, verschone mich mit deinen geistreichen Ratschlägen«, brummte Martin.

Joe Cagey bog in einen Querstollen ein. Nach fünf Schritten blieb er stehen, denn das Ziel war erreicht. Er reichte dem Freund die Taschenlampe. »Halt mal.«

Howard Martin übernahm die Lampe. Cagey streckte sich, nahm einen Stein aus dem Mauergefüge und griff mit der Hand in die finstere Öffnung. Seine Finger ertasteten das Päckchen, das Phil Noris hier für sie hinterlegt hatte. Er nahm es heraus und setzte den Stein wieder an seinen Platz.

Da drehte Martin plötzlich die Taschenlampe ab. »Findest du’s spannender, wenn wir überall gegenlaufen?« fragte Joe Cagey ärgerlich.

»Pst. Da kommt jemand.«

»Vielleicht Abe Moss. Wenn er uns gefolgt ist, kann er was erleben.«

Die Dealer preßten sich an die kalte Wand des Kanalstollens und verhielten sich vollkommen still. Patschende Schritte drangen an ihr Ohr. Da war mehr als eine Person unterwegs.

Cagey dachte an irgendwelche Ganoven, die möglicherweise spitzgekriegt hatten, daß sie Heroin im Wert von einigen tausend Pfund aus dem Versteck holten.

Vielleicht wollte man es ihnen abnehmen. Theoretisch konnte sich auch die Polizei unbemerkt an ihre Fersen geheftet haben. Sie waren nicht besonders vorsichtig gewesen, als sie hierher fuhren, hatten keinen Gedanken an etwaige Verfolger verschwendet.

Wenn es die Bullen sind, ist es besser, wenn sie dich ohne den Stoff erwischen, dachte Gagey und versteckte das Päckchen hastig wieder im Depot. Jetzt konnte ihn die Polizei getrost filzen. Er würde ihnen ins Gesicht grinsen.

Joe Cagey konzentrierte sich wieder auf die Geräusche. Er gewann den Eindruck, es würde etwas über den Boden geschleift. Sofort galoppierten seine Gedanken in eine andere Richtung.

Vielleicht waren in dem Nachbarstollen Verbrecher unterwegs, die eine Leiche brachten, um sie irgendwo abzulegen und zu vergessen. Cageys Spannung wuchs.

Die Schritte wurden so laut, daß es nur noch Sekunden dauern konnte, bis die Gestalten sichtbar wurden. Howard Martin ballte die Hände zu Fäusten. Er hielt den Atem an und wartete.

Und dann nahmen die Dealer in der Dunkelheit Bewegungen wahr. Es war nichts Genaues zu erkennen, doch was zu sehen war, reichte, um Howard Martin und Joe Cagey fast überschnappen zu lassen.

***

Fünf scheußliche Wesen, Ungeheuer, schleppten einen Menschen mit sich. Das war so unglaublich, daß es Martin und Cagey nicht fassen konnten. Vor allem in Howard Martin stieg Panik hoch.

Er verlor die Kontrolle über sich. Als er herumwirbelte, bemerkten ihn die Höllenschergen. Auch den zweiten Dealer sahen sie, und sie ließen Kevin Webb sofort los, um sich diese beiden Männer zu holen.

Auch Joe Cagey ergriff die Flucht. Wie von Furien gehetzt rannten die Dealer. Das Grauen heftete sich an ihre Fersen und holte auf. Howard Martins Fuß knickte um.

Ein stechender Schmerz raste durch seinen Knöchel. Er stöhnte auf und fiel. Cagey kümmerte sich nicht um ihn. Er hatte genug damit zu tun, seine eigene Haut zu retten.

»Joe!« schrie Martin.

Cagey scherte sich nicht darum. In dieser Situation war sich jeder selbst der Nächste. Howard Martin sprang auf, doch er konnte keinen Schritt mehr tun.

Ein glänzender, schwammiger Körper prallte gegen ihn und riß ihn erneut zu Boden. »Joe, hilf mir!« schrie er. Doch der Komplize hörte ihn nicht, oder wollte ihn nicht hören.

Cagey wußte, daß er um sein Leben rannte. Wenn diese Horrorwesen ihn erwischten, war er dran. Noch sah er eine Chance, ihnen zu entkommen. Die Angst beflügelte seinen Lauf.

Er wechselte von einem Kanalstollen in den anderen, schlug Haken wie ein Hase, während Howard Martin verzweifelt mit dem Höllenschergen kämpfte, der ihn angefallen hatte.

Seine Fäuste trafen die widerliche Visage des Monsters. Er versuchte das schreckliche Wesen von sich zu stoßen. Ein furchtbarer Pesthauch streifte sein Gesicht.

Der Pesthauch des Todes! dachte Howard Martin. Im selben Moment traf seine Schläfe ein Schlag, der ihm die Besinnung raubte. Das ghoulähnliche Wesen hatte Mühe, sich zu beherrschen.

Es hätte den Dealer liebend gern getötet, doch der Mann eignete sich als Opfer für die Totenuhr, deshalb ließ ihm der Höllenscherge das Leben.

Cagey glaubte immer noch, daß er es schaffen konnte. Doch die Hast und die Dunkelheit wurden ihm zum Verhängnis. Er gelangte in einen Blindstollen, ohne es zu bemerken.

In vollem Lauf prallte er gegen die Mauer, die den Kanalstollen beendete. Er schlug sich dabei zwei Schneidezähne ein und drehte sich benommen um. Da waren sie schon.

Zu viert griffen sie ihn an. Er setzte sich trotzig zur Wehr, doch die Übermacht ließ ihm keine Chance. Innerhalb weniger Augenblicke sackte auch er besinnungslos zusammen.

Die Höllenschergen schleppten ihn zu Howard Martin zurück, und diesen brachten sie zu Kevin Webb – und mit allen dreien setzten sie den Weg zu Mago, Rufus und der Totenuhr fort.

Sie fanden eine unveränderte Szene vor. Nur das Leuchten der Totenuhr war intensiver geworden. Der Energie-Vampir gierte nach einem Opfer, und die grünen Bestien hatten gleich drei angeschleppt.

Sie ließen die Dealer fallen. Kevin Webb erlangte das Bewußtsein soeben wieder. Als er nicht nur die grauenerregenden Schergen, sondern auch noch Rufus und Mago erblickte, glaubte er, verrückt geworden zu sein.

Rufus' Knochenfinger wies auf ihn. »Mit ihm beginnen wir!«

Harte Hände rissen Webb vorwärts. Rufus befahl den Schergen, ihm das Jackett auszuziehen. Dem Mann brach der Schweiß aus allen Poren. Er starrte auf Frank Esslins Leiche, die neben der Totenuhr lag.

»Was… was habt ihr mit mir vor?« stammelte er entsetzt.

»Der Tote braucht deine Energie«, antwortete Rufus.

»Ihr… ihr wollt mich umbringen?«

»Deine Energie wird in ihm weiterleben«, sagte Rufus und wies auf den Leichnam.

»Warum tut ihr das? Was habe ich euch getan?«

»Nichts. Du hast einfach das Pech, der Richtige für unser Vorhaben zu sein. Du erfüllst genau die Voraussetzungen.«

Rufus wuchs mit einemmal. Kevin Webb blickte fassungslos zu ihm auf. Der Dämon mit den vielen Gesichtern griff mit seinen Knochenhänden nach der Totenuhr und legte sie flach auf den Boden.

»Legt ihn auf das Zifferblatt!« verlangte er von den Schergen, die seinen Befehl unverzüglich ausführten.

Webb wehrte sich. Er stemmte die Füße gegen den Boden. Es nützte nichts. Die Schergen rissen ihn mit sich. »Nein!« schrie Kevin Webb. »Um Himmels willen…«

Niemanden berührte sein Geschrei. Die Höllenschergen warfen ihn auf die Totenuhr. In Rufus' Augenhöhlen leuchtete eine rote Glut. Der Dämon holte aus seiner weißen Kutte eine dickgliedrige Kette, mit der er Kevin Webb an die Zeiger fesselte.

Dann stellte er das Zifferblatt wieder auf, und der Energie-Vampirismus der Totenuhr setzte ein. Kevin Webb schrie wie auf der Folter. Eiseskälte biß sich tief in seinen Körper hinein.

Er brüllte seinen Schmerz heraus und versuchte sich verzweifelt loszureißen, doch die Kette hielt ihn fest.

Was die Uhr aus Webbs Körper sog, ging auf Frank Esslin über.

Immer tiefer drang die Kälte in Webb ein. Er wußte, daß das der Tod war. Die schleichende Kälte kroch durch seine Adern, erreichte Arme und Beine und sprengte sein Herz.

Mit seinem Ende erwachte Frank Esslin. Kaum war Kevin Webb tot,

da schlug der WHO-Arzt die Augen auf. Neues Leben erfüllte ihn von diesem Augenblick an, und er wußte, wem er es zu verdanken hatte: Rufus.

Mago war begeistert. »Großartig«, sagte er beeindruckt. Der Schwarzmagier beherrschte zwar zahlreiche Tricks, aber einen Toten konnte er nicht wieder zum Leben erwecken.

Für diesen Augenblick vergaß er seine Abneigung gegen Rufus.

Er dachte nur daran, daß er seinem Ziel einen großen Schritt nähergekommen war. Frank Esslin befand sich nunmehr auf der Seite des Bösen, und Tony Ballard und seine Freunde hatten davon keine Ahnung.

Es würde für Esslin nicht schwierig sein, sich das Höllenschwert zu holen, und Mago dachte voller Begeisterung an den Augenblick, wo sich seine Hand um den Griff dieser starken Waffe schließen würde.

Dann werde ich Ordnung machen! überlegte er. Tony Ballard und Mr. Silver werden dem Höllenschwert zum Opfer fallen, und Oda und Roxane werden endlich ihre Strafe erhalten.

Und dann werde ich mich um dich kümmern, Rufus! dachte Mago, aber er sorgte dafür, daß der Dämon nichts von diesen Gedanken erfuhr.

Frank Esslin trat vor die Totenuhr. Ein höhnisches Lächeln umspielte seine Lippen, als er den Toten an den Zeigern hängen sah. Er blickte Rufus unterwürfig an und sagte: »Danke.«

»Du kriegst noch mehr Energie«, versprach der Dämon.

»Wozu?« fragte Frank Esslin. »Ich fühle mich großartig.«

Rufus schüttelte den Kopf. »Du bist noch zu schwach für die Aufgabe, die auf dich wartet.«

»Was soll ich tun?«

»Du wirst dich in Tony Ballards Haus begeben und uns das Höllenschwert bringen«, sagte Mago. »Da die Stärke eines Menschen nicht ausreicht, um diese Waffe zu beherrschen, wird Rufus dir weitere Energien zuführen.«

Frank Esslin blickte hart und mitleidlos auf die beiden Ohnmächtigen. »Bekomme ich die Energien dieser Männer?«

»Ja«, sagte Mago.

»Ich bin bereit.«

Rufus sagte jedoch nein. »Du bist für eine weitere Energieaufnahme noch nicht bereit. Fasse dich in Geduld. Du bist für uns sehr wichtig. Wir wollen nicht, daß du zu Schaden kommst, denn niemand kann Tony Ballard besser hinters Licht führen als du.«

Esslin grinste. »Ich werde dich nicht enttäuschen, Rufus.«

»Betrachtest du Tony Ballard nicht mehr als deinen Freund?«

fragte Mago.

Es blitzte in den Augen des WHO-Arztes. »Ich hasse ihn und alle, die

mit ihm die Hölle bekämpfen.«
Nichts hörten Mago und Rufus lieber als das.

***

Wir schwärmten aus. Ich war gespannt, wer von uns die Spur des Schwarzmagiers finden würde. Sicherheitshalber zog ich meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter.

Während ich die Waffe entsicherte, schaute ich mich um. Mago, wo steckst du? fragte ich im Geist. Dabei lenkte ich meine Schritte zur Themse hinunter.

Kalte, feuchte Luft wehte mir vom Wasser entgegen. Meine Nervenstränge waren straff gespannt. Dieser Fall behagte mir ganz und gar nicht. Ich hatte ihn bis jetzt nicht vorantreiben können, war zum Abwarten verurteilt gewesen.

Jeder, der mich kennt, weiß, wie schwer es mir fällt, zu warten.

Endlich hatte ich die Chance, den Geschehnissen eine Wendung zu geben, die mir gefiel.

Aber ich mußte auf der Hut sein, denn Mago war nicht allein. Es hätte mich auch gewundert, wenn der Schwarzmagier ohne seine Schergen nach London gekommen wäre.

Diese grünen Wesen gehörten schon fast so zu ihm wie die Pilotfische zum Hai. Er machte die Arbeit nicht gern selbst. Es war für ihn bequemer, andere für sich arbeiten zu lassen, und die Höllenschergen taten das gern. Sie gehorchten ihm wie Hunde.

Ich stand auf einem schmalen, grauen Betonstreifen. Ein Kahn fuhr stromabwärts. Ich blickte seinen Positionslichtern nach, und plötzlich vernahm ich das markerschütternde Gebrüll eines Menschen.

Meine Nackenhärchen stellten sich quer. Das Geschrei kam von weither, klang dumpf und hallend. Dafür hatte ich nur eine Erklärung: Die Schreie mußten aus dem Kanal kommen, in dessen Nähe ich mich befand.

Ich rannte sofort darauf zu, stieß einen Pfiff aus, der Mr. Silver und die anderen alarmieren sollte, falls sie das Gebrüll – was ich mir kaum vorstellen konnte – nicht gehört haben sollten.

Ein großer Schatten wischte durch die Dunkelheit heran. Es war Mr. Silver. Aus der anderen Richtung näherten sich Bernard Hale und sein chinesischer Schüler dem Kanal.

Mir gefiel es nicht, daß Chao Kai sich nur auf seine Handkanten verlassen wollte. Er mochte noch so gut Karate beherrschen, wenn er damit einen Höllenschergen auszuschalten versuchte, lachte dieser ihn mit Sicherheit aus.

Deshalb öffnete ich mein Jackett, riß die superflache Weihwasserpistole aus dem Gürtel und warf sie dem jungen Chinesen zu. Das Gebrüll, das uns aus dem finsteren Kanalsystem

entgegendrang, wurde immer verzweifelter.

Für uns alle stand fest, daß es Kevin Webb war, der so schrecklich schrie. Ich machte mir große Sorgen um den Mann, der sich so mutig für Nick Billington eingesetzt hatte und dadurch selbst in eine tödliche Klemme geraten war.

Ich stürmte in den Stollen und hoffte, nicht zu spät zu kommen.

Mochte der Teufel wissen, was Mago und seine Schergen mit Webb anstellten. Ich wollte alles in meiner Macht Stehende versuchen, um dem Mann das Leben zu retten.

Meine Kugelschreiberlampe gab zwar wenig Licht, aber es reichte immerhin aus, um mich etwa vier Schritte voraussehen zu lassen.

Mr. Silver hatte keine Probleme. Sein Vorteil war es, daß er nachts genauso gut sah wie am Tage.

Bernard Hale und Chao Kai stolperten hinter uns her. Der PSI-Professor nahm seine Gnostische Gemme ab, während Chao Kai die Weihwasserpistole schußbereit in der Faust hielt.

Als Webbs Schrei verstummte, war mir, als hätte mich jemand mit Eiswasser übergossen, denn ich konnte mir vorstellen, weshalb der Mann nicht mehr schrie.

Wenn wir Glück hatten, war Kevin Webb nur bewußtlos geworden.

Doch eine innere Stimme raunte mir zu, daß wir mit dem Schlimmsten rechnen mußten. Grimmig preßte ich die Kiefer zusammen. Ich konnte es nicht erwarten, Mago vor meinen Revolver zu kriegen.

Vor uns ein Fächer von Gängen. Ich wußte nicht, welche Richtung ich einschlagen sollte, aber Mr. Silver wußte es. »Halbrechts, Tony!« keuchte der Ex-Dämon, und ich zweifelte nicht daran, daß er mir den richtigen Tips gegeben hatte.

Er mußte Mago und seine Schergen spüren. Auf diese Entfernung schien sich der Schwarzmagier nicht mehr gut genug abschirmen zu können. Ich jagte in die finstere Kanalröhre hinein, überkletterte eine Steinmauer, durchlief ein Steinbecken und entdeckte ein sandfarbenes Leuchten.

Ohne zu wissen, wovon es verursacht wurde, lief ich darauf zu, denn ich war sicher, daß ich dort Mago finden würde. Endlich!

***

Als Howard Martin zu sich kam, spürte er als erstes den Schmerz in seinem Fußknöchel. Dann nahm er in seiner Nähe eine Bewegung wahr und drehte vorsichtig den Kopf. Im selben Moment sprang ihn das nackte Grauen an.

Er sah eine große Uhr, an deren Zeigern ein toter Mensch hing.

Daneben standen ein Skelett, das eine weiße Kutte trug, und ein graugesichtiges Wesen, das mit einem braunen Lederwams bekleidet

war.

Hinzu kamen jene fünf Schreckensgestalten, die ihn, Martin, und Joe Cagey hierher gebracht hatten. Joe lag neben ihm. Auch ihm war die Flucht nicht geglückt.

Auch Cagey erlangte nun sein Bewußtsein wieder. Obwohl ihm Martin übelnahm, daß er sich nicht um ihn gekümmert hatte, war er sich doch darüber klar, daß sie in dieser furchtbaren Situation zusammenhalten mußten.

Martin bemerkte zu seinem großen Erstaunen einen Mann, der ohne Furcht zwischen Mago und Rufus stand. Was war das für ein Mensch, der vor diesen Greuelgestalten keine Angst zu haben brauchte?

Cagey starrte seinen Komplizen niedergeschlagen an. Howard Martin sagte ihm, daß sie noch einmal fliehen müßten. Er benützte dazu kaum seine Stimmbänder, bewegte nur die Lippen.

Joe Cagey nickte, zum Zeichen, daß er verstanden hatte. Die kahlhäuptigen Schergen scharten sich um Mago. Cagey und Martin warteten keine Sekunde länger.

Sie flitzten hoch und stürmten los. Trotz des schmerzenden Knöchels war Howard Martin schneller als sein Komplize. Doch sie machten die Rechnung ohne den Wirt.

Magos Schergen handelten ohne Befehl. Sie hatten die Dealer für die Totenuhr hergebracht. Als die beiden Männer nun aber das Weite suchten, griffen die Höllenwesen ohne zu überlegen zu ihren Peitschen.

Ein mehrfaches Pfeifen war zu hören. Leder wickelte sich um den Hals von Cagey und Martin, und sofort bekamen die Dealer die Kraft der Höllenpeitschen zu spüren.

Eine glühende Hitze breitete sich in Cagey und Martin aus. Die Peitschen schienen lebende Schlangen zu sein, deren Leib sich immer enger um den Hals des Opfers zusammenzog.

Cagey brach als erster röchelnd zusammen. Innerhalb weniger Augenblicke war von ihm nur noch ein bleiches Skelett übrig.

Genauso erging es Howard Martin. Auch ihn verwandelte die Höllenpeitsche in einen Knochenmann. Durch die Peitschen floß schwarze Magie in die Skelette und machte aus ihnen gefährliche Höllenwerkzeuge.

***

Ich war neugierig, wovon dieser sandfarbene Schein abgestrahlt wurde. Wir blieben jetzt dicht beisammen. Außer Mr. Silver waren wir alle bewaffnet. Der Ex-Dämon verließ sich auf seine außergewöhnlichen Fähigkeiten.

Das silberne Flirren auf seiner Haut verdichtete sich. Wenn er wollte, konnte er zu purem Silber erstarren, ohne in seiner Beweglichkeit

beeinträchtigt zu sein.

Vielleicht stand dieser Umwandlungsprozeß kurz bevor. Ich brauchte mir um den Hünen keine Sorgen zu machen, wohl aber sorgte ich mich ein wenig um Professor Hale und seinen chinesischen Schüler.

Die beiden waren bessere Theoretiker als Kämpfer. Ihre Stärke war es, mit weißer Magie den Ausbruch höllischer Aktivitäten zu verhindern. Sie schafften es, einen bösen Keim zu ersticken; wenn ein schwarzes Geschwür aber einmal aufgebrochen war, taten sie besser daran, sich im Hintergrund zu halten und uns die Arbeit tun zu lassen.

Mein Herz hämmerte aufgeregt gegen die Rippen. Mit jedem Schritt hallte es in meinem Kopf: Mago… Mago … Mago …

Das Leuchten nahm vor uns zu, doch wir sollten es nicht so einfach erreichen, denn plötzlich hatten wir ein Hindernis vor uns: zwei bleiche Skelette!

Und dann ging's auch schon rund.

Die Knochenmänner warfen sich uns entgegen. Ich konnte mir denken, wie sie entstanden waren. Magos Schergen hatten – wie ich Professor Hale bereits erzählte – mit ihren Peitschen schon mal für solche Höllenwerkzeuge gesorgt.

Die Knochenmonster griffen ohne Rücksicht auf Verluste an. Ich riß den Colt Diamondback hoch und feuerte überhastet. Der Schuß krachte ohrenbetäubend laut, doch die geweihte Silberkugel verfehlte ihr Ziel.

Ein harter Schlag traf meine Schußhand. Schmerz verzerrte mein Gesicht. Ich hätte beinahe den Revolver verloren. Der Schlag machte meine Finger gefühllos.

Ehe ich einen zweiten Schuß abgeben konnte, drehte mir mein skelettierter Gegner den Arm auf den Rücken, und seine Knochenfaust traf mich am Kinnwinkel.

Jetzt entfiel mir der Diamondback. Die Waffe schlitterte über den nassen Boden. Ich riß mich los und schlug mit dem magischen Ring zu. Der Treffer rüttelte das Gerippe kräftig durch.

Ich setzte nach. Mein zweiter Schlag saß mitten in der grinsenden Knochenvisage. Das Skelett wurde gegen die Kanalstollenwand geschleudert. Ich hörte ein hartes Klappern und rauhes Schaben.

Das Skelett stemmte sich von der Wand ab und katapultierte sich mir mit ausgestreckten Armen entgegen. Es wollte seine Knochenfinger um meinen Hals legen, doch ich tauchte unter den Armen weg, prallte mit der Schulter gegen die Skelettmitte und streckte die Beine blitzschnell durch.

Dadurch verlor der Knochenmann den Bodenkontakt. Er hing über meiner Schulter. Ich drehte mich mit ihm und schleuderte ihn mit großer Wucht zu Boden.

Seine Gebeine hätten eigentlich zersplittern müssen, aber die

Höllenkraft hielt dieses gefährliche Wesen zusammen. Ehe es wieder auf die Beine kam, holte ich mir meinen Revolver, und als mein Knochengegner aufsprang, feuerte ich einen gezielten Schuß ab.

Diesmal traf die Silberkugel. Sie stanzte ein schwarzes Loch in den bleichen Knochenschädel, durchdrang ihn und fetzte hinten ein großes Stück aus der knöchernen Wölbung.

Wie eine Marionette, deren Fäden man kappt, brach das Skelett zusammen, und ich hatte Gelegenheit, zu sehen, was meine Begleiter machten. Sie wurden nicht nur vom zweiten Knochenmann angegriffen, sondern mußten sich auch gegen Magos Schergen verteidigen, die wie aus der Versenkung hochgekommen waren.

Ich sah, wie der Ex-Dämon das zweite Skelett erledigte. Er schlug den Knochenmann mit seiner Silberfaust in seine Bestandteile, während Bernard Hale mit seiner Gnostischen Gemme wild um sich schlug und Chao Kai mit meiner Weihwasserpistole einen Schergen niederstreckte.

Aber dann schnitt eine Höllenpeitsche heran und traf die Pistole.

Sie sprang dem Chinesen förmlich aus der Hand und brach auseinander. Mir war klar, daß ich diese Waffe abschreiben konnte. Die Kraft der Höllenpeitsche hatte sie so gründlich zerstört, daß man sie nicht mehr reparieren konnte.

Mr. Silvers Finger wurden zu tödlichen Silbermessern, die er den ghoulähnlichen Wesen in den Leib stieß. Er dezimierte die Reihen der Gegner stark. Für ihn war das eine Art Revanche.

Ich hatte den Eindruck, meine Freunde nicht im Stich zu lassen, wenn ich inzwischen weiterhastete. Mr. Silver und Professor Hale bekamen die Höllenschergen immer besser in den Griff, also konnte ich mir einen brennenden Herzenswunsch erfüllen und mich um Mago kümmern.

Ich stürmte auf das Leuchten zu und erlebte Augenblicke später einen Schock und eine riesengroße Überraschung. Das Leuchten ging von einer Uhr aus, an deren Zeiger ein Toter hing.

Vermutlich Kevin Webb. Eine dickgliedrige Kette hielt ihn fest.

Das war der Schock. Und die Überraschung war: Frank Esslin!

Ich traute meinen Augen nicht, war erfreut und verblüfft. Ich vergaß jede Vorsicht, so perplex war ich. Ich hatte Frank verloren geglaubt, doch nun hatte ich ihn wiedergefunden, und er war wohlauf, nicht tot, wie wir alle befürchtet hatten.

Ich war völlig durcheinander. Mit allem hatte ich gerechnet, nur nicht damit. Frank Esslin lebte! Welche Freude. Da zu viele Fragen auf einmal aus mir herauswollten, schaffte es keine.

»Frank«, sagte ich nur, von Freude überwältigt, ließ den Colt Diamondback sinken und ging auf den Freund zu. Dieses unverhoffte Wiedersehen bewegte mich tief.

Ich beging den Fehler, für den Augenblick Mago zu vergessen, aber man stelle sich mal vor – ich hatte Frank wiedergefunden.

Leider war ich nicht so hartgesotten, um in dieser Situation eiskalt zu bleiben, und das sollte sich rächen.

Ich vernahm plötzlich ein metallisches Klirren, befand mich gerade auf halbem Wege zu Frank, da löste sich die Kette von Kevin Webb. Magie war da im Spiel, und diese unsichtbare Kraft schleuderte mir die Kette entgegen. Webb sackte zu Boden.

Der Platz, den er eingenommen hatte, war frei. Jetzt war er für mich bestimmt. Wie ein Lebewesen flog die Eisenkette auf mich zu, prallte gegen mich, umschlang mich und riß mich zur Uhr.

»Frank!« schrie ich und hoffte, er würde mir helfen, doch mein Freund stieß ein höhnisches Gelächter aus. Bosheit und Gemeinheit funkelten in seinen Augen.

Ich knallte mit dem Rücken gegen das riesige Zifferblatt. Der Aufprall war so hart, daß ich für einen Sekundenbruchteil benommen war. Die dickgliedrige Kette schlang sich um die Zeiger, und ich hing an der Totenuhr, wie vorhin Kevin Webb.

Noch wußte ich nicht, daß es sich bei dieser Teufelsuhr um einen Energie-Vampir handelte, aber ich ahnte, daß ich an diesem Zifferblatt auf irgendeine schreckliche Weise mein Leben verlieren sollte.

Mir gellten noch die furchtbaren Schreie Kevin Webbs in den Ohren. Ich zog und zerrte an der Kette, die mich gegen die verdammte Uhr preßte, war jedoch nicht imstande, mich zu befreien.

»Frank, hilf mir!« schrie ich.

»Den Teufel werde ich!« stieß Esslin haßerfüllt hervor. »Unsere Freundschaft ist zu Ende, Tony Ballard! Ich stehe jetzt auf der anderen Seite, gehöre zu deinen Feinden! Ich werde keinen Finger für dich rühren! Es war zwar nicht geplant, daß du schon so früh von meinem Frontwechsel erfährst, da du es aber nun erfahren hast, ist es auch recht!«

Offenherzig erzählte mir Frank Esslin von den hinterlistigen Plänen Magos und Rufus'. Ich erfuhr, auf welche Weise Kevin Webb sein Leben verloren hatte, und Frank eröffnete mir triumphierend, daß die Uhr, dieser verfluchte Energie-Vampir, auch mich vernichten würde.

»Und deine Energie wird auf mich übergehen und mich stärken!«

sagte Frank grausam grinsend. Von ihm konnte ich keine Hilfe und kein Mitleid erwarten. Er war tatsächlich nicht mehr mein Freund, das gehörte der Vergangenheit an.

Jetzt wollte er meinen Tod. Ich sah, wie er nach meinem Leben gierte. In diesem schrecklichen Moment war mir, als hätte ich ihn zum zweitenmal verloren.

Diesmal schien es endgültig zu sein, und das schmerzte mich zutiefst, mehr noch als die Tatsache, daß mir ein grauenvolles Ende

bevorstand. Mago und Rufus tauchten auf.

Rufus schon wieder – diesmal in einer weißen Kutte. In letzter Zeit war der Dämon mit den vielen Gesichtern wieder ungemein rührig. Ich hatte mich erst in Schottland mit ihm herumschlagen müssen, und nun lenkte er schon wieder die höllischen Aktivitäten.

Der Dämon lachte. »In Cullkirk hat's nicht ganz gereicht, Tony Ballard, aber diesmal bist du dran. Dein Freund kann es kaum erwarten, deine Energie zu kriegen.«

Ich zerrte wütend an den Ketten. »Laß mich frei, Rufus!« schrie ich. »Laß mich mit dir kämpfen!«

Abermals lachte der Dämon. »Der einzige Kampf, den du noch austrägst, Dämonenhasser, ist dein Todeskampf!«

Kaum hatte er ausgesprochen, da ging es schon los. Die Totenuhr biß mit unsichtbaren, eiskalten Zähnen zu. Ich wollte nicht schreien, doch der Schmerz war so schlimm, daß ich nicht still sein konnte.

Der Energie-Vampir begann zu saugen.

Mein Gott!

Sollte ich wirklich so enden wie Kevin Webb? Ich lehnte mich verzweifelt dagegen auf, doch diesmal schien es unumstößlich festzustehen: der große Verlierer würde Tony Ballard heißen.

Ich hatte nur noch eine Chance: Mr. Silver!

Ich brüllte aus vollem Halse seinen Namen, und er kam. Mit einem Blick erfaßte er die Situation, die für mich verdammt brenzlig geworden war. Mago und Rufus stoben auseinander.

Der Ex-Dämon beachtete sie kaum. Er konzentrierte sich auf die Totenuhr, die mir zum Verhängnis werden sollte. Glutpunkte entstanden in seinen perlmuttfarbenen Augen, und im nächsten Moment rasten zwei rote Feuerlanzen auf mich zu.

Es hatte den Anschein, als wollte der Hüne mich damit treffen, doch die Feuerspeere fegten knapp links und rechts an mir vorbei und hieben mit ungeheurer Wucht in das Zifferblatt.

Mir war, als hätte der Ex-Dämon damit eine Sprengladung gezündet. Es kam tatsächlich zu einer gewaltigen Explosion. Ungeheure Kräfte zerstörten die Totenuhr.

Eine Druckwelle erfaßte mich und schleuderte mich fort, während das Zifferblatt kreischend und scheppernd auseinanderbrach.

Aus dem Inneren der Totenuhr puffte eine stinkende gelbe Schwefelwolke, die uns jegliche Sicht nahm.

Ich war hart auf dem Boden aufgeprallt, aber gleich abgerollt und stand schon wieder auf den Beinen. Mr. Silver tauchte im Schwefelnebel auf. »Bist du okay, Tony?«

»Ja. Danke, Silver.«

»Geschenkt.«

Ich öffnete mein Hemd und hakte den Dämonendiskus los. Die

milchig-silbrige Scheibe wuchs zur dreifachen Größe an. Der Ex-Dämon und ich stürmten vorwärts, dorthin, wo wir Mago und Rufus vermuteten.

Jetzt wollte ich den Spieß umdrehen. Obwohl ich kaum die Hand vor den Augen sah, jagte ich zornig durch die Schwaden. Sobald ich auch nur einen Zipfel von Mago oder Rufus zu sehen bekam, würde ich den Diskus schleudern.

Egal, wen die Scheibe traf, derjenige würde es nicht überleben, denn unvorstellbare Kräfte befanden sich in dieser Waffe aus dem Jenseits. Der Schwefelnebel sackte ab, kroch bald nur noch über den Boden und löste sich schließlich auf.

Und Rufus? Mago? Frank Esslin?

Sie schienen sich in einen der Stollen abgesetzt zu haben. Wir suchten sie mit zäher Verbissenheit, doch wir fanden sie nicht. Der Teufel sollte es holen – ihnen war die Flucht gelungen.

Enttäuscht kehrten wir um, denn es genügte uns nicht, ihren Plan durchkreuzt zu haben. Frank Esslin konnte uns nicht mehr täuschen. Wir wußten jetzt über ihn Bescheid, und wenn Mago sich in den Besitz des Höllenschwertes bringen wollte, mußte er sich etwas anderes einfallen lassen. Doch dieser Erfolg reichte uns nicht.

Wir wären nur dann zufrieden gewesen, wenn es uns gelungen wäre, Rufus und den Schwarzmagier für immer zur Hölle zu schicken, doch dazu hatte es wieder einmal nicht gereicht.

Wehmütig dachte ich an Frank Esslin, den wir als Freund endgültig verloren hatten. Das war ein harter Schlag, den wir lange nicht verdauen würden. Irgendwann würden wir ihn wiedersehen, und er würde auf der anderen Seite stehen und nichts unversucht lassen, um uns zu vernichten.

Von der Totenuhr war nichts übriggeblieben. Sie hatte sich aufgelöst, und auch Magos Schergen waren auf der Strecke geblieben, dafür hatten Professor Hale und vor allem Mr. Silver gesorgt.

Bernard Hale und sein Schüler kamen uns entgegen. Wir berichteten ihnen, wie das Finale ausgegangen war. Chao Kai sagte: »Tut mir furchtbar leid um Ihre Weihwasserpistole, Tony.«

Ich winkte ab. »Kein großer Schaden. Ich bin lange Zeit ohne sie ausgekommen und muß sie auch in Zukunft nicht unbedingt haben.«

Mr. Silver ballte grimmig die Hände zu Fäusten. »Diesmal waren wir nahe dran, Tony. Ich bin sicher, irgendwann erwischen wir sie.«

Ich lächelte matt. »Darauf hoffe ich, seit ich weiß, daß es sie gibt«, erwiderte ich, und dann gingen wir…

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 18 »Der Schatz der toten Seelen«, und folgende
[2]Siehe Tony Ballard Nr. 17 »Das Höllenschwert«
[3]Siehe Tony Ballard Nr. 10 »Die weiße Hexe«
[4]Siehe Tony Ballard Nr. 12 »Der Silbermann«
[5]Siehe Tony Ballard Nr. 1 »Wenn sie aus den Gräbern steigen...«
[6]Siehe